Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

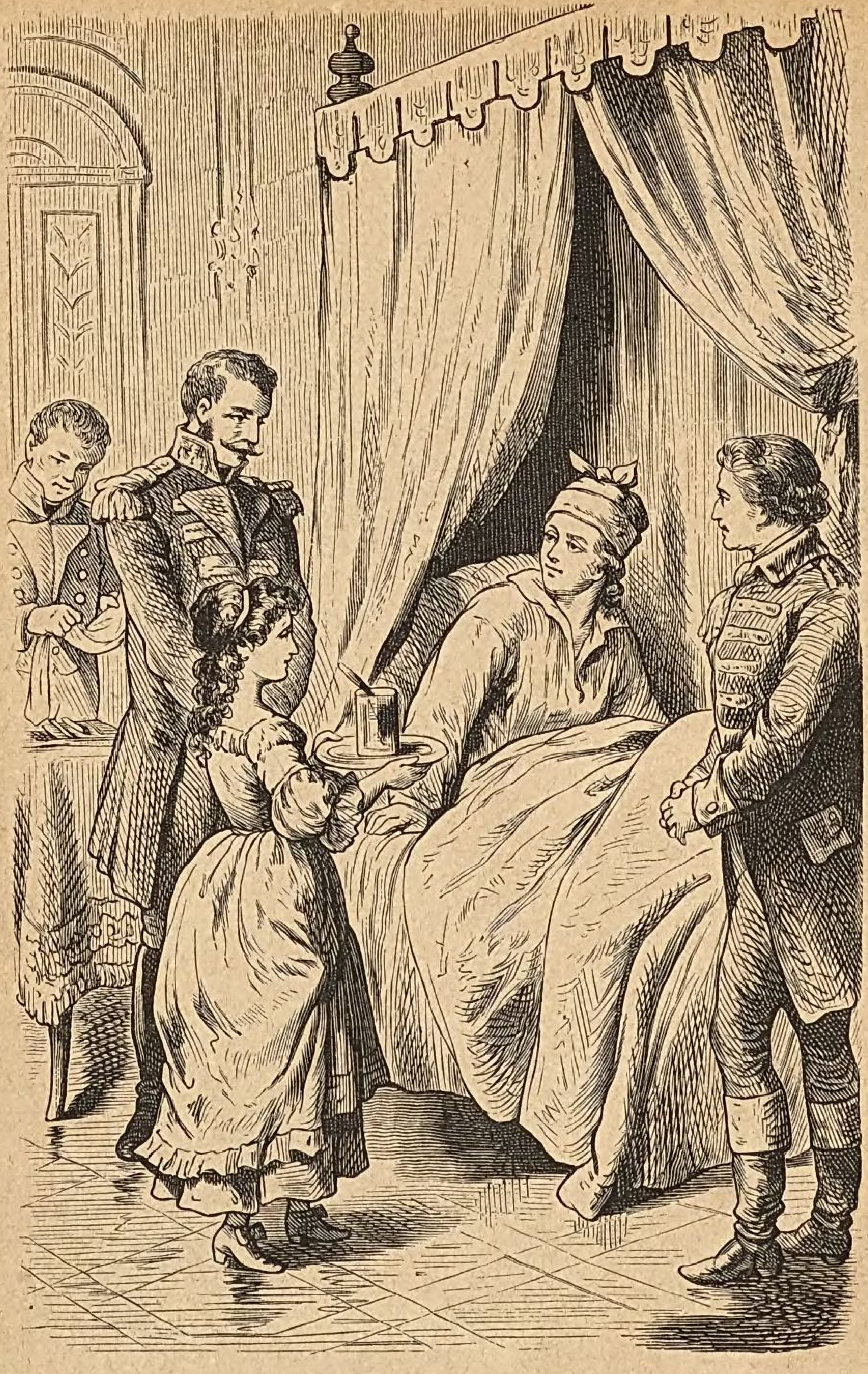
Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

(Schöpping)

Maximilians-platz (Dultplatz) Nro. 16.



Es war ein wunderhübsches Mädchen von ungefähr 12 Jahren, welches Peter ein Glas Limonade darreichte. (S. 22.)

Universalbibliothek für die Jugend.

Peter Simpel.

Nach der Erzählung

von

Kapitän Marryat

neu für die Jugend bearbeitet

von

Gustav Höcker.

Mit zwei Abbildungen.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.

Sämtliche in die „Universalbibliothek für die Jugend“ aufgenommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt, resp. bearbeitet.

Erstes Kapitel.

In einer kleinen Stadt Englands lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts ein würdiger Pfarrer Namens Simpel, welcher zwei Söhne und mehrere Töchter besaß. Der jüngste dieser Söhne, Peter geheißen, hatte das Alter erreicht, wo es Zeit war, einen Lebensberuf zu ergreifen. Er galt für etwas einfältig, obwohl er gar nicht faul in der Schule gewesen war und sich auch alle die Kenntnisse erworben hatte, die man von einem Knaben seines Alters verlangt; aber er war leichtgläubig, ließ sich von andern zum besten haben und es hieß von ihm: er habe das Pulver nicht erfunden. Sein Vater verkannte durchaus nicht, daß er geistige Gaben besaß; aber sie schlummerten, und um sie zu wecken, bedurfte es eines kräftigen Rüttelns. Daher meinte Pfarrer Simpel, es wäre vielleicht das Beste für Peter, wenn er ihn in die weite Welt hinausschickte, wo man lernt, Auge und Ohr hübsch offen zu halten, und zu diesem Zwecke gab es kaum einen geeigneteren Beruf, als den eines Seemanns.

So wurde denn beschlossen, daß Peter zur See gehen solle. Sein Vater schrieb an einen ihm bekannten Kapitän und erhielt von diesem die Zusage, daß er Peter als Midshipman auf sein Schiff nehmen wolle, und da ein Midshipman kein Schiffsjunge, sondern ein Seekadett ist, der sogar einen untergeordneten Offiziersrang einnimmt, so durfte Peter auch einer guten Behandlung sicher sein.

Nachdem er mit der nötigen Wäsche und der vorschriftsmäßigen Uniform ausgestattet war, die vorläufig noch im Koffer ruhen blieb, nahm er von Eltern und Geschwistern zärtlichen Abschied und bestieg den Postwagen, um über London nach seinem künftigen Bestimmungsorte, der Hafenstadt Portsmouth, zu reisen. Bis London war er

der einzige Passagier im Wagen, von dort an aber gesellte sich ein Mitreisender zu ihm, ein Herr in einem grauen Mantel. Dieser fragte ihn nach Ziel und Zweck seiner Reise, und nachdem Peter ihm darüber Auskunft gegeben hatte, erkundigte er sich nach dem Namen des Schiffes, an dessen Bord Peter seine Laufbahn beginnen sollte. Peter hatte den Namen vergessen und zog daher den Brief aus der Tasche, den sein Vater ihm an den Kapitän mitgegeben.

„An Kapitän Savage auf Seiner Majestät Schiff Diomede" lautete die Adresse des Briefes, die Peter laut vorlas. Zu seinem nicht geringen Erstaunen nahm ihm hierauf der fremde Herr den Brief ganz kaltblütig aus der Hand und wollte ihn öffnen.

„Halt! das darf nicht sein," rief Peter, das Schriftstück wieder an sich reißend, „ich kann nicht zugeben, daß Sie den Brief lesen; eine solche Freiheit gestattet sich ein feiner Mann überhaupt nicht."

„Wie es Ihnen beliebt, junger Herr," entgegnete der Zurechtgewiesene.

Damit wickelte sich der Fremde in seinen grauen Mantel und sprach während der ganzen Reise kein Wort mehr mit Peter, der sich nicht wenig darauf zu gute that, ihn durch sein entschlossenes Benehmen zum Schweigen gebracht zu haben.

In Portsmouth angelangt, erkundigte sich Peter nach einem guten Gasthofe. Man wies ihn in den „Blauen Pfosten", wo die meisten Midshipmen einzukehren pflegten. Dorthin begab er sich denn auch, und als er in das Gastzimmer trat, fand er dasselbe voll junger Midshipmen. Da ihm sein Koffer zu lange ausblieb, der ihm vom Posthause nachgeschickt werden sollte, so fragte er den Kellner wiederholt, ob der Mann mit dem Gepäck noch nicht angekommen sei.

„Enthält Ihr Koffer so kostbare Schätze, daß Sie so besorgt darum sind?" fragte einer der Midshipmen, der die Frage gehört hatte. „Meine Uniform befindet sich darin," antwortete Peter, „solange ich sie nicht habe, muß ich diese zeisiggrünen Kleider tragen."

„Also wohl ein Midshipman?" fragte der andre weiter.

Peter nickte.

„Darf ich wissen, welchem Schiffe Sie zugewiesen sind?"

„Der Diomede, welche von Kapitän Savage befehligt wird.“

„Der Diomede?“ wiederholte der Frager. „Ei, Robinson,“ wandte er sich an einen der andern Midshipmen, die hinzugetreten waren und alle einander schalkhaft anblinzelten, „ist dies nicht die Fregatte, auf welcher die Midshipmen 50 Stockstreiche erhielten, weil sie ihren Wochenbericht nicht eingeschrieben hatten?“

„Jawohl,“ entgegnete Robinson mit verhaltenem Lachen, „und dieser Tage erst ließ Kapitän Savage einem Midshipman 25 aufzählen, weil er ein scharlachrotes Uhrband trug.“

„Er ist der größte Tyrann auf der ganzen Flotte,“ fuhr der erste fort, „bei der letzten Fahrt ließ er die ganze Schiffsmannschaft durchpeitschen, weil der Wind ungünstig war und das Schiff nicht schnell genug vorwärts kam.“

„Mein Gott!“ rief Peter Simpel, der nicht merkte, daß die jungen Leute ihren Scherz mit ihm trieben, wie denn die Midshipmen überhaupt als übermütige Spaßvögel bekannt sind, „mein Gott! dann fürchte ich mich, zu Kapitän Savage zu gehen.“

„Sie dauern mich, armer junger Mann,“ sagte der andre, „Sie werden halb tot geprügelt werden. Es sind nur noch drei Midshipmen auf dem Schiffe, die andern haben sich alle davongemacht. Nicht wahr, Robinson?“

„Nein, es sind nur noch zwei da, nachdem der arme Matthews vor Anstrengung gestorben ist. Er mußte bei Tag arbeiten, daß er Blut schwitzte, und sechs Wochen lang jede Nacht Wache halten. Eines schönen Morgens fand man ihn als Leiche auf seinem Koffer sitzen.“

„Gerechter Gott!“ rief Peter. „Und doch habe ich gehört, Kapitän Savage behandle seine Leute sehr gut.“

„Ja, dieses Gerücht sprengt er überall aus,“ erwiderte Robinson, „aber vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe; Sie werden alles bestätigt finden. Kommen Sie und setzen Sie sich jetzt zu uns. Ein Glas Grog wird Ihr gedrücktes Gemüt wieder erheitern.“

Peter hatte nun genug von der Tyrannei seines zukünftigen Kapitäns gehört. Er war ganz trostlos und über-

legte, ob es nicht das Klügste sei, wieder nach Hause zurückzukehren. Als er die Midshipmen darüber um ihre Meinung befragte, schüttelten sie die Köpfe und rieten ihm von diesem Entschlusse ab. Er würde sonst als Deserteur oder Ausreißer eingefangen und gehängt werden.

Leider vergaß Peter die Ermahnungen seines Vaters und ließ sich von den Midshipmen verleiten, mehr Grog zu trinken, als er vertragen konnte. Zuletzt drehte sich alles mit ihm im Kreise herum; er wußte nicht mehr, wer er war, und mußte vom Kellner zu Bett gebracht werden. Am andern Morgen erwachte er mit einem furchtbaren Kopfweh und vermochte sich des gestrigen Abends kaum mehr zu erinnern. Seine Thorheit reute ihn sehr und er nahm sich vor, in seinem ganzen Leben nie wieder unmäßig zu trinken, sondern der Warnung seiner Eltern stets eingedenk zu bleiben.

Als er in die Gaststube hinunterkam, waren die Midshipmen bereits versammelt.

„Ei, ei! Herr Zeisiggrün," rief ihm der eine entgegen, „was haben Sie gestern Abend für Streiche gemacht! Kapitän Savage ist ganz wütend über Sie."

„Leider war ich betrunken," gestand Peter beschämt, „aber ich dachte nicht, daß es der Kapitän erfahren würde."

„Nun wahrhaftig, er hätte blind und taub sein müssen, wenn er es Ihnen nicht angemerkt hätte. Ihr Benehmen im Theater konnte darüber nicht im Zweifel lassen."

„Mein Benehmen im Theater?" wiederholte Peter erstaunt. „War ich denn gestern abend im Theater?"

„Ja freilich!" versetzte der andre und bemühte sich, ein ernstes Gesicht zu machen. „Wir thaten unser möglichstes, Sie davon abzuhalten, aber Sie bestanden darauf, trotz Ihrer Betrunkenheit, ins Theater zu gehen. Kapitän Savage befand sich unglücklicherweise in derselben Loge und Sie nannten ihn einen blutdürstigen Wüterich und schlugen ihm auch noch Schnippchen. Wissen Sie denn das nicht mehr?"

„Keine Silbe weiß ich davon," jammerte Peter, dem der kalte Angstschweiß auf die Stirne trat. „O, wäre ich doch der Ermahnungen meiner lieben Eltern eingedenk geblieben. Sie warnten mich so oft, ich solle mich vor dem Trinken und vor schlechter Gesellschaft in acht nehmen!"

„Was? Sprachen Sie nicht eben von schlechter Gesellschaft?“

„Allerdings,“ versetzte Peter.

„Wen meinten Sie damit, Herr Zeisiggrün?“

„Mein Name ist Peter Simpel. Und unter schlechter Gesellschaft meine ich diejenigen, die mich gestern abend betrunken gemacht haben.“

„Sapperlot!“ rief mit erkünsteltem Zorne Midshipman Robinson, der sich's ganz besonders hatte angelegen sein lassen, Peter zum Trinken zu nötigen, „Sapperlot! das fordert Blut! Diesen Schimpf kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Ich verlange Genugthuung.“

„Ich werde sie Ihnen nicht verweigern, obwohl ich mich noch nie duelliert habe,“ antwortete Peter. „Mein Vater warnte mich davor, er sagte, ein Duell sei eine schwere Sünde wider das Gebot der Nächstenliebe; es heiße Gott versuchen, indem man das Leben eines andern und zugleich sein eigenes aufs Spiel setze. Mein Vater sagte ferner, die Ehre eines Menschen wäre mehr als Gold wert, im Duell aber würde sie für ein Stückchen Blei ausgeboten.“

„Es ist etwas Wahres daran,“ bemerkte ein andrer. „Könnte man die Sache nicht anders beilegen?“

„Nein,“ rief Robinson, „mich dürstet nach Peter Simpels Blute. Wer will mein Sekundant sein?“

„Ich!“ meldete sich ein andrer Midshipman. „Ich thue es aber nur aus besonderer Freundschaft für dich, denn es ist ein mißliches Geschäft, weil du ein verdammt guter Schütze bist. Wer wird aber Herrn Simpel sekundieren? Er hat keinen Freund hier.“

„O ja,“ entgegnete der älteste unter den Midshipmen, welcher unsren Peter die ganze Zeit über beobachtet hatte und sich über dessen Ruhe und Entschlossenheit freute. „Er ist, wie ich sehe, ein mutiger Bursche. Ich will sein Sekundant sein.“

Peter wußte, daß er seine Würde als Offizier aufrecht erhalten müsse, und war willens, sich dem bestehenden Gebrauche zu fügen, so sehr ihm auch das Herz klopfte, während er den äußeren Schein der Ruhe aufrecht erhielt.

Es wurde nun ausgemacht, daß die Sache sogleich

in dem Garten hinterm Wirtshause entschieden werden und die beiden Gegner sich auf Pistolen duellieren sollten. Vorher aber begab sich Peter nach seinem Zimmer und schrieb einen Brief an seine Eltern, für den Fall, daß er im Duell getötet werden sollte. Als er dann in den Garten kam, fand er bereits alle Midshipmen beisammen, auch einige Kellner des Wirtshauses hatten sich eingefunden und die ganze Gesellschaft war offenbar in einer sehr heitern Stimmung. Die Sekundanten sprachen eine Weile leise miteinander und maßen dann die Entfernung ab, welche zwölf Schritte betrug. Hierauf wurde jedem der Duellanten eine Pistole gereicht, und da Peter noch nie eine Schußwaffe in der Hand gehabt hatte, so zeigte ihm sein Sekundant, wie man abdrücken müsse. Es war verabredet worden, daß beide auf ein gegebenes Zeichen zugleich abfeuern sollten. Peter war fest überzeugt, daß er verwundet, wo nicht getötet werden würde, und als der verhängnisvolle Moment erschien, schloß er die Augen und schoß seine Pistole in die Luft ab, denn er wollte seinen Gegner nicht treffen. Die Schüsse krachten; Peters Kopf schwindelte, er meinte, er sei getroffen, aber es zeigte sich, daß er unverletzt war. Die Sekundanten legten sich nun ins Mittel und schlugen vor, die beiden Gegner möchten einander die Hände reichen, wozu denn auch jeder von ihnen sogleich bereit war. Dann begab sich die ganze Gesellschaft ins Wirtszimmer und setzte sich zum Frühstück, woran auch Peter mit sehr erleichtertem Herzen teilnahm. Die Midshipmen sagten ihm nun, daß sie alle ebenfalls zu der „Diomede“ gehörten, wie Peter, und sehr erfreut seien, daß er im Feuer stehen könne, denn Kapitän Savage sei ein furchtbarer Gesell, der alle feindlichen Schiffe, die ihm in den Weg kämen, abfange, gleichviel, ob groß oder klein, und sich auch nichts daraus mache, unter den Mündungen einer feindlichen Batterie einzulaufen.

Nach dem Frühstück entledigte sich Peter seines zeisiggrünen Anzugs und zog seine Uniform an, denn es war die höchste Zeit, daß er sich beim Kapitän meldete. Wie stolz hätte er sich in seiner Uniform gefühlt, als er jetzt darin zum erstenmal ausging, hätte ihm nicht die Furcht vor dem schrecklichen Kapitän, den er gestern abend auch

noch im Theater so schwer beleidigt haben sollte, die Kehle zusammengeschnürt. Man kann sich Peters Zustand denken, als er in dem Gasthofe, wo Kapitän Savage wohnte, an die Thüre klopfte, und mit welchen bangen Gefühlen er dem kräftig tönenden „Herein!“ gehorchte, nachdem er sich zuvor den Angstschweiß von der Stirne getrocknet hatte.

Endlich befand er sich im Zimmer, aber er wagte nicht die Augen zu erheben, er sah nur die Schatten zweier Männer, während seine Kniee zitterten und er jeden Augenblick umsinken zu müssen glaubte.

„Ah, Herr Simpel!“ sprach eine Stimme. „Freut mich, Sie hier zu sehen.“

Die Stimme klang so freundlich, daß Peter überrascht seinen Kopf erhob, und als er aufschaute, wollte er kaum seinen Augen trauen, denn der Mann, welcher in Uniform und Epauletten und den Degen an der Seite vor ihm stand, war kein andrer als jener Mitreisende im grauen Mantel, welcher im Postwagen denselben Brief hatte öffnen wollen, den Peter jetzt in der zitternden Hand hielt, und zu dem er gesagt hatte, er sei kein feiner Mann. Eben wollte Peter in die Kniee sinken und um Gnade bitten, als der Kapitän, die Verwirrung bemerkend, in ein lustiges Gelächter ausbrach.

„Kennen Sie mich nun, Herr Simpel?“ fragte er, noch immer lachend. „Nun, beruhigen Sie sich; Sie thaten nur Ihre Schuldigkeit, daß Sie mir den Brief wegnahmen, denn Sie wußten ja nicht, wer ich war. Ihr Benehmen hat mir gefallen. Setzen Sie sich, Herr Simpel, und frühstücken Sie mit uns. Kapitän Courtnay,“ wandte er sich an den andern, der gerade bei ihm zu Besuch war, „dies ist ein angehender Midshipman, der auf meinem Schiffe in den Dienst tritt. Wir reisten zusammen in der Postkutsche.“

Kapitän Savage erzählte den Vorgang und sein Zuhörer lachte herzlich darüber. Peter wurde nun etwas leichter ums Herz, obwohl er sich nicht erklären konnte, wie es zuging, daß Kapitän Savage der Theatergeschichte nicht erwähnte.

„Waren Sie gestern im Theater, Savage?“ fragte plötzlich der andre Kapitän.

O weh! jetzt kommt's! dachte Peter und wieder trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn.

„Nein," erwiderte Kapitän Savage, „ich speiste beim Admiral." Diese Antwort nahm unsrem Peter eine Zentnerlast vom Herzen und nun erst wurde es ihm klar, daß sich die Midshipmen einen schlechten Scherz mit ihm erlaubt hatten.

Kapitän Savage fragte ihn, wie er in Portsmouth seine Zeit zugebracht und ob er bereits Bekanntschaften angeknüpft habe, und da Peter von seinen Eltern angehalten worden war, stets die strengste Wahrheit zu sagen, so gestand er dem Kapitän alles Vorgefallene, berichtete ihm, was die Midshipmen über den Kapitän gesagt hatten, verschwieg nicht, daß er betrunken gewesen war, und erzählte auch die Duellgeschichte.

Kapitän Savage hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und mußte sich zuweilen in die Lippen beißen, um ein Lächeln zu unterdrücken. Endlich erwiderte er:

„Herr Simpel, es wird das Beste für Sie sein, wenn Sie sich auf das Schiff begeben, wo Sie unter Aufsicht sind. Am Lande könnte man Ihnen noch manchen Streich spielen, denn Sie sind ein unerfahrener junger Mann, wie ich gemerkt habe. Was die Schilderungen betrifft, die man Ihnen von meinem Charakter gemacht hat, so werden Sie mich ja kennen lernen und dann zu der Einsicht kommen, daß man sich auch in dieser Beziehung einen Scherz mit Ihnen erlaubt hat. Ich werde Auftrag geben, daß Sie nach dem Schiffe verbracht werden."

Damit war unser junger Midshipman entlassen und er fühlte sich sehr glücklich, daß alles so gut vorübergegangen war. Er verfügte sich nach seinem Gasthause zurück, packte seine sämtlichen Sachen und wurde noch an demselben Tage an Bord der „Diomede" geholt. Dort empfing ihn der erste Leutnant.

„Herr Simpel," redete ihn dieser an, nachdem er ihn eine gute Weile mit forschendem Blick betrachtet hatte, „der Kapitän teilte mir mit, daß Sie ein bißchen schwachköpfig seien. Ich sehe aber nichts dergleichen in Ihrem Gesicht; im Gegenteil bin ich sehr geneigt, Sie für einen gut befähigten jungen Mann zu halten. Ich hoffe, Sie werden diese gute Meinung in der Folge rechtfertigen."

Diese Worte waren denn auch in der That geeignet, Peters Ehrgeiz zu wecken, und er nahm sich vor, die Er-

wartungen des ersten Leutnants zur Wahrheit zu machen. Nach einigen Tagen kamen auch die übrigen Midshipmen an Bord und als bald darauf Kapitän Savage erschien, ließ er sie sämtlich antreten.

„Meine Herren," redete er sie mit ernster Miene an, „ich habe in Erfahrung gebracht, in welcher Weise einige von Ihnen Herrn Simpel meinen Charakter dargestellt haben. Ich muß Ihnen daher einige Fragen vorlegen und erwarte, daß Sie dieselben gewissenhaft beantworten werden. Also geben Sie acht! Habe ich je einem Midshipman 50 Stockstreiche zumessen lassen, weil er seinen Wochenbericht nicht eingeschrieben hatte?"

„Nein!" antworteten alle in großer Angst.

„Ließ ich je einem Midshipman 25 aufzählen, weil er ein scharlachrotes Uhrband trug?"

„Niemals!" versetzten alle wie aus einem Munde.

„Ist auf meinem Schiffe je ein Midshipman den Folgen allzugroßer Anstrengung erlegen und tot auf seinem Koffer gefunden worden?"

Wiederum ertönte ein einstimmiges Nein.

„Gut," fuhr der Kapitän fort, „und nun wünsche ich zu wissen, wer von Ihnen derartige Verdächtigungen über mich in einem öffentlichen Wirtshause zu verbreiten suchte, und ferner möge sich auch derjenige melden, welcher Herrn Simpel genötigt hat, sein Leben in einem Duell aufs Spiel zu setzen."

„Was das Duell betrifft," erwiderte Robinson, der sich mit Peter geschlagen hatte, „so waren die Pistolen nur mit Pulver aber nicht mit Kugeln geladen. Die ganze Geschichte war nur ein Scherz."

„Nun, ich will es für diesmal als solchen gelten lassen," sagte der Kapitän, „obwohl es ein sehr schlechter Scherz ist, den ich sehr ernst bestrafen würde, wenn er sich wiederholen sollte. Aber ich frage jetzt, ob der gute Ruf Ihres Kapitäns ebenfalls etwas zum scherzen ist? Wer von Ihnen wagt es, solch schimpfliche Verleumdungen über mich zu verbreiten?"

Keiner wagte zu antworten.

„Wohlan denn," fuhr der Kapitän fort, „da Sie ein offenes Geständnis scheuen, so muß ich mich an Herrn

Simpel halten. Nennen Sie mir diejenigen," forderte er Peter auf, „die Ihnen jene ungünstige Meinung über mich beizubringen versuchten."

Peter wollte nicht zum Ankläger werden, besonders da sich die jungen Leute nach dem Duelle sehr freundlich gegen ihn erwiesen hatten.

„Kapitän Savage!" antwortete er daher, „wenn Sie erlauben, so will ich die Sache so betrachten, als hätte ich Ihnen die Mitteilung nur im Vertrauen gemacht."

„Im Vertrauen?" rief der Kapitän. „Ei, was Sie sagen! Hat man je gehört, daß ein Kapitän und ein Midshipman miteinander auf vertraulichem Fuße stehen?"

„Nein, als Kapitän und als Midshipman nicht," erwiderte Peter, „aber als Ehrenmänner."

Der Kapitän konnte sich des Lachens nicht enthalten, in welches auch der erste Leutnant mit einstimmte.

„Bedanken Sie sich bei Herrn Simpel," wandte er sich an die Midshipmen, „wenn ich die Sache nicht weiter verfolge. Ich bin überzeugt, daß es Ihnen nicht ernst war, als Sie mich Ihrem neuen Kameraden in einem so abschreckenden Lichte schilderten; aber was man im Spasse sagt, wird nur allzu leicht in allem Ernste wieder weiter erzählt. Herr Simpel hat Sie vor einer strengen Strafe bewahrt, und ich hoffe, Sie werden ihm dafür dankbar sein und künftig nicht mehr ihre schlechten Witze an ihm auslassen."

Als die Midshipmen hierauf auseinander gingen, schüttelten sie Peter die Hand und nannten ihn einen braven Kerl. Es zeigte sich auch in der Folge, daß sie die Mahnung des Kapitäns beherzigten, denn Peter hatte nie wieder unter ihrem Hange zu schlechten Späßen zu leiden.

Zweites Kapitel.

Die Vorbereitungen zur Abfahrt des Schiffes waren so ziemlich vollendet, doch wartete dasselbe noch auf die Ordre, wohin es seinen Lauf richten sollte. Nun wurde gerade in der Nähe ein Jahrmarkt abgehalten, auf welchem

es sehr lustig zuzugehen pflegte, und die Midshipmen erhielten die Erlaubnis, den Markt zu besuchen. Auch Peter war dabei und begab sich mit den übrigen ans Land. Im „Blauen Pfosten“ wurde das Frühstück eingenommen, worauf die ganze Gesellschaft einen Wagen bestieg, der sie in einigen Stunden nach der Marktstadt brachte.

Dort herrschte nun ein buntbewegtes Leben. Es waren eine Menge Buden erbaut, überall wehten Flaggen im hellen Sonnenschein, zahllos war die Menge der Verkäufer, welche Pfefferkuchen, Zuckerwerk oder Spielzeug ausboten; die Menschen, groß und klein, drängten sich durcheinander und von allen Seiten tönte Musik. Auch viele Schaubuden gab es natürlich. Hier produzierten sich Hanswürste, welche Purzelbäume und Räder schlugen, Feuer aßen, endlose Bänder aus ihrem Munde hervorzogen und andre Kunststücke zum besten gaben; dort war ein Zirkus errichtet und die ganze Kunstreitergesellschaft, mit Goldflitter überladen, hielt davor auf ihren Pferden, während die Trompeter lustige Weisen ertönen ließen. In einer andern Bude ließen sich der größte Riese und der kleinste Zwerg der Welt sehen; auch ein Affentheater fehlte nicht; das Anziehendste aber unter all den vielen Sehenswürdigkeiten war die Menagerie, und nachdem die Midshipmen den ganzen Markt durchwandert hatten, betraten sie die Tierbude, als schon die Dunkelheit angebrochen war, da um diese Zeit die Fütterung beginnen sollte. Ein großer Kronleuchter mit vielen Lichtern beleuchtete das Innere, während der Wärter von Käfig zu Käfig ging, die Tiere mit seinem langen Eisenstabe aufstörte und über jedes derselben einen kurzen Vortrag zum besten gab. Die Menagerie enthielt unter andern einen Tapir, ein Känguruh, eine Hyäne, einen bengalischen Königstiger, einen Elefanten und mehrere Löwen. Unter den Vögeln ragte namentlich der Pelikan hervor mit seinem großen, unter dem Schlunde herabhängenden Beutel, welchen sich der Wärter wie eine Schlafmütze über den Kopf stülpte, wobei er allen Ernstes die vielfach verbreitete Fabel erzählte, daß der Pelikan seine Jungen mit seinem eigenen Blute auffüttere. Bald darauf begann die Fütterung der Tiere und eben zerknackte eine Löwin mit grimmigem Gebrumm ein

ihr zugeworfenes Ochsenbein, als der Wärter mit seinem Eisenstabe infolge einer Ungeschicklichkeit heftig an den Kronleuchter stieß, so daß derselbe herabstürzte. Es wurde zwar niemand getroffen, aber im Herabfallen streifte der Kronleuchter den Käfig der Löwin und stieß ihn auf. Man sah noch den Körper des herausspringenden Tieres in der Luft, dann war alles stockfinster. Im Augenblick war die zahlreiche Zuschauermenge in Angst und Schrecken versetzt und befand sich in beispielloser Verwirrung. Das gab ein Schreien und Weinen, ein Drängen und Stoßen, daß niemand wußte, wohin und wo hinaus. Peter wurde mit dem Rücken gegen das Gitter eines Käfigs gepreßt, und da er die Tatzen einer Bestie fühlte und sich doch nicht durch die Menge hindurcharbeiten konnte, die einer festen Mauer glich, so kletterte er in seiner Verzweiflung hurtig an dem Käfig empor, denn er erinnerte sich, daß oben nur Vögel aufgestellt waren. Kaum glaubte er sich jedoch in Sicherheit, so wurde er abermals von hinten angefallen und hatte ein Gefühl, als ob er von einer Spitzhacke getroffen würde. Wie er bald merkte, war er in die unmittelbare Nähe des Pelikans geraten, der nach ihm stieß. Peter beeilte sich daher, aus dem Bereich des blutdürstigen Vogels zu entkommen und indem er im Finstern weiterkletterte, erreichte er die offene Thüre des Käfigs, aus welchem die Löwin entsprungen war. Glücklicher konnte er es nicht treffen; er schlüpfte hinein, schlug die Gitterthüre zu und hielt sich ganz ruhig in einem Winkel, während der Lärm und die Verwirrung um ihn her fortdauerte. Die Musiker, welche vor der Menagerie draußen aufgespielt hatten, drangen jetzt mit Fackeln und geladenen Flinten herein, und nun bot sich ein schrecklicher Anblick dar. Eine Menge Leute lagen auf dem Boden umher, daß Peter anfänglich glaubte, sie wären sämtlich von der Löwin umgebracht worden. Glücklicherweise waren sie nur im Gedränge zu Fall gekommen und außer einigen Quetschungen hatte niemand eine ernstliche Verletzung davongetragen. Die Löwin konnte man nirgends finden und der Schrecken, der bis jetzt in der Menagerie geherrscht hatte, übertrug sich nun auf die draußen stehende Menschenmasse. Endlich entdeckte man das Tier unter einem der Wagen, wohin es sich

verkrochen hatte, denn es schien sich ebenso gefürchtet zu haben, wie das Publikum. Man warf nun einige Netze über die Löwin, und als sie gehörig darin verwickelt war, wurde sie beim Schwanze wieder in die Menagerie geschleift. Wer beschreibt aber Peters Schrecken, als er die rechtmäßige Bewohnerin des Käfigs wieder zurückkommen sah, um davon Besitz zu nehmen! Natürlich half man ihm ohne Verzug heraus und die Löwin nahm seinen Platz ein. Aber der Pelikan und die Hyäne, an deren Käfig Peter zuerst geraten war, hatten seine Kleider so arg zugerichtet, daß er die Menagerie erst verlassen konnte, nachdem ihm seine Kameraden mit Hilfe ihrer Taschentücher die beschädigten Stellen zugebunden hatten.

Einige Tage nach diesem Abenteuer lichtete die Fregatte die Anker, um nach der Bucht von Biscaya zu segeln, wo sie auf feindliche Schiffe Jagd machen sollte. So schwamm denn Peter zum erstenmal auf der See, die seine Heimat werden sollte, und anfangs gefiel es ihm ganz gut. Aber bald fühlte er sich sehr unwohl und mußte die Kajütte aufsuchen, wo er in seiner Hängematte oder auf den Kisten lag und jeden Augenblick dachte, seine letzte Stunde sei gekommen. Er konnte weder essen noch trinken, weder gehen noch stehen, mit einem Worte: er hatte die Seekrankheit, die selten jemanden verschont, der sich zum erstenmal den schaukelnden Meereswellen anvertraut. So trieb er es schon sechs Tage lang; am siebenten besuchte ihn einer seiner Kameraden. Er hieß O'Brien und war derselbe Midshipman, der Peter bei dem Duell als Sekundant beigestanden hatte.

„Wenn du dich nicht selbst aufraffst, Peter Simpel," sagte O'Brien, der es aufrichtig mit ihm meinte, „so wirst du nie wieder gesund werden. Ich will mich daher deiner annehmen und dir wieder auf die Beine helfen, und zwar gibt es kein besseres Mittel gegen die Seekrankheit, als eine tüchtige Tracht Prügel."

Er ließ den Worten sofort die That folgen, versetzte Petern ohne Gnade und Barmherzigkeit eine gehörige Anzahl Rippenstöße, ergriff dann das Ende eines Strickes und bläuete den Patienten so lange durch, bis dieser sich willig zeigte, aufs Verdeck hinaufzugehen. Nichts in der

Welt als diese handgreifliche Aufforderung hätte Petern vermocht, die Kajütte zu verlassen. Jetzt aber war er gezwungen, die Leiter zum Hauptverdeck hinaufzukriechen, wo er sich auf die Geschützbänke niedersetzte und bitterlich zu weinen begann. Was hätte er darum gegeben, wenn er wieder zu Hause gewesen wäre! Es war nicht seine Schuld, daß er das Pulver nicht erfunden hatte, wie sie daheim immer zu ihm sagten, und dennoch fand er sich so grausam dafür bestraft! Wenn O'Brien ihn so behandelte, der sich von allen am freundlichsten gegen ihn zeigte, was sollte er dann erst von den andern erwarten? Trotz dieser bitteren Klagen fühlte er sich körperlich frischer, und in der folgenden Nacht fiel er zum erstenmal wieder in einen erquickenden Schlaf. Am andern Morgen kam O'Brien wieder.

„Diese Seekrankheit ist ein schleichendes Fieber, mein lieber Peter," sagte er, „du bist noch nicht ganz davon kuriert; aber ich werde sie dir vollends austreiben."

Und nun begann O'Brien wieder sein gestriges Heilverfahren, bis Peter windelweich geprügelt war. Es ist schwer zu sagen, ob es die Furcht vor Schlägen oder die gesteigerte Lebhaftigkeit des Blutumlaufs war, was so heilsam wirkte, — soviel aber war sicher, daß Peter nach dieser zweiten Kur nichts mehr von der Seekrankheit fühlte und nach einer abermaligen erquickenden Nachtruhe einen recht gesunden Appetit verspürte. Noch ehe er sich angekleidet hatte, erschien O'Brien.

„Laß mich deinen Puls fühlen, Peter," begann er.

„Es ist nicht nötig. Ich bin ganz gesund."

„Nun," sagte O'Brien, „dann brauchst du meine Medizin nicht mehr."

„Das hoffe ich, denn sie war nicht sehr wohlschmeckend."

„O, du dummer Peter! Hat man je gehört, daß Medizin ein Delikatesse ist? Danke dem Himmel, daß du in mir einen Freund gefunden hast, der dich hinlänglich liebt, um dich zu prügeln, wenn es zu deiner Gesundheit beitragen kann."

„Ich danke dir, O'Brien," erwiderte Peter, „aber ich hoffe, künftig keine Beweise deiner Freundschaft mehr nötig zu haben."

„Wenigstens keine so schlagenden Beweise, wie?“ lachte O'Brien, „aber es war ein sehr aufrichtiger und noch dazu sehr uneigennütziger Freundschaftsdienst, indem ich dich so rasch heilte, denn während du krank warst, habe ich deine Fleischration essen und deinen Grog trinken dürfen. Da du nun wieder gesund bist, wirst du das selbst besorgen, und für mich sind die Tage des Wohllebens somit vorüber. Du wirst daher zu der Einsicht gelangt sein, daß du nie in deinem Leben zwei uneigennützigere Trachten Prügel bekommen hast, als von mir. Und nun gratuliere ich dir zu deiner Wiedergenesung.“

Peter lachte, reichte dem uneigennützigen Freunde die Hand und begab sich zum Frühstück, das er sich vortrefflich schmecken ließ.

Drittes Kapitel.

Im Verlaufe einer Woche fand Peter seinen Beruf viel angenehmer, als er sich ihn vorgestellt hatte. Er gab sich alle Mühe, seine Pflicht zu erfüllen, und wenn er dann und wann einen Mißgriff beging, wurde er ihm vom Kapitän gern verziehen, denn dieser kannte Peters guten Willen. Die Fregatte kreuzte in der Bai von Biscaya mehrere Wochen lang und erbeutete einige feindliche Schiffe. Endlich erschien ein von der Admiralität ausgesandter Kutter und überbrachte dem Kapitän den Befehl, in das Mittelländische Meer zu segeln. Die ganze Mannschaft war hierüber sehr vergnügt, denn die Bai von Biscaya ist mit ihren häufigen Stürmen kein angenehmer Aufenthalt für den Seefahrer, und war es auch für die „Diomede“ nicht, die einen heftigen Orkan hatte überstehen müssen und nur mit knapper Not der Gefahr entging, an einem Felsenriff zerschmettert zu werden.

Die Fregatte verließ die gefährliche Bucht und wendete sich der Meerenge von Gibraltar zu, wo sie 14 Tage später vor Anker ging, um ausgebessert zu werden. Es gab so viel zu thun, daß die Bitte mehrerer Midshipmen, ans Land zu gehen, vom ersten Leutnant abgeschlagen wurde. Peter wagte daher gar nicht erst zu fragen, obwohl er sich

die merkwürdigen Festungswerke von Gibraltar gern in der Nähe besehen hätte.

Eines Nachmittags beobachtete der erste Leutnant, der Falkon hieß, unsern Peter, wie er seine Blicke sehnsüchtig nach dem Lande richtete.

„Nun, Herr Simpel,“ fragte er, „womit beschäftigen sich eben Ihre Gedanken?“

„Ich wundere mich,“ erwiderte Peter, an seinen Hut greifend, „wie man jene harten Felsen in eine Festung umwandeln konnte.“

„Möchten Sie sich die Festung einmal ansehen?“ bemerkte Herr Falkon lächelnd. „Nun, da Sie Ihren Dienst gut besorgt haben und so bescheiden waren, um keinen Urlaub einzukommen, so will ich Ihnen die Erlaubnis geben, ans Land zu gehen.“

Peter war hierüber natürlich sehr erfreut, um so mehr, als er den Ausflug in Herrn Falkons Begleitung machen durfte, der ihn überall herumführte.

Nachdem die Reparatur der Fregatte beendet war, ging dieselbe wieder unter Segel, fuhr im Mittelmeer die ganze Ostküste Spaniens hinauf und kreuzte an der französischen Südküste, wo sie eines Morgens in der Nähe der Hafenstadt Cette anlangte. Hier ward plötzlich eine kleine Flotte französischer Kauffahrteischiffe sichtbar, welche einige Kanonenboote als Bedeckung mit sich führten und nahe der Küste unter einer Batterie vor Anker gingen. Da die Batterie ihr Feuer gegen die englische Fregatte eröffnete, so entfernte sich die letztere wieder, setzte aber Boote aus, welchen die Aufgabe zu teil ward, an die Küste zu steuern und die Batterie zu stürmen. O'Brien erhielt das Kommando über eines der Boote und nahm unsren Peter mit sich, der großes Verlangen trug, seinen Mut vor dem Feinde zu erproben.

Die Boote näherten sich der Küste unter dem feindlichen Feuer und obwohl sie drei Mann verloren, rückten sie doch tapfer gegen die Batterie vor. Als die Engländer landeten, nahmen die französischen Artilleristen Reißaus und die Batterie war erobert. Der Kapitän hatte der Mannschaft Befehl erteilt, sämtliche Kanonen zu vernageln und

dann sogleich wieder zurückzukehren, denn er wußte, daß längs der Küste eine ansehnliche feindliche Truppenmacht aufgestellt war. Die Bootsmannschaft war daher bereit, jeden Augenblick abzustoßen, und O'Brien wollte mit Peter ebenfalls die Batterie verlassen, als er bemerkte, daß eine der Kanonen noch nicht vernagelt sei.

„Halt!" rief O'Brien, „wir müssen ganze Arbeit thun, denn diese eine Kanone kann uns schweren Schaden zufügen."

Er machte sich sogleich ans Werk, das Zündloch zu vernageln. Da krachte plötzlich eine Musketensalve und gleich darauf tönten die Schritte herantrabender französischer Soldaten.

Rasch wandte sich O'Brien nach Petern um, aber dieser lag am Boden, denn er war von einer Kugel ins Bein getroffen. Entschlossen nahm O'Brien seinen verwundeten jungen Freund auf den Rücken und eilte mit ihm davon. Kaum jedoch hatte er den halben Weg bis zum Boote zurückgelegt, als er von mehreren französischen Soldaten ergriffen und mit seiner Last in die Batterie zurückgeschleppt wurde. Die Franzosen eröffneten nun ein lebhaftes Musketenfeuer gegen die englischen Boote, die aber entwischten und die französische Kauffahrteiflotte samt ihrer Bedeckung wegnahmen.

„Mein armer Peter," sagte O'Brien, als er seinen Gefährten in der Batterie sanft auf den Boden legte, „wir sind nun Gefangene und du bist noch obendrein verwundet. Aber ich werde dich nicht verlassen, wenn uns die Rothosen nicht gewaltsam voneinander trennen."

Die Franzosen stellten ihr Feuern ein, da sie nichts damit ausrichten konnten, und der Anführer trat auf seine Gefangenen zu, mit der Frage, ob sie Offiziere seien.

O'Brien nickte und die Franzosen lachten, als sie vernahmen, daß Peterchen ebenfalls schon den Rang eines Offiziers bekleide. Ihm war es aber nicht so wohl, um mitlachen zu können, denn seine Wunde schmerzte ihn sehr und er fühlte sich so steif und schwach, daß er keinen Schritt zu gehen vermochte. Er wurde daher von mehreren Soldaten getragen und sehr schonend behandelt. So ging der Zug nach Cette, während O'Brien neben dem Verwundeten

einherschritt, dem unterwegs mehreremale ohnmächtig wurde. Als nach einem anderthalbstündigen Marsche die Stadt erreicht war, wurde Peter nach dem Hause des Obersten getragen, welcher die französische Truppe kommandiert hatte und herzliches Mitleid mit seinem verwundeten jungen Gefangenen fühlte. Dieser wurde zu Bett gebracht, wo ihn abermals eine Ohnmacht befiel. Als er die Augen wieder aufschlug, stand O'Brien neben ihm und hatte Thränen im Auge.

„Peter, mein lieber Peter!“ rief er freudig, „Gott sei Dank, daß du lebst. Ich dachte, du würdest nicht wieder erwachen.“

„Ich fühle mich jetzt besser,“ sagte Peter und drückte O'Brien die Hand, „aber ich bin schuld, daß du gefangen wurdest, denn hättest du mich im Stich gelassen, so wärst du glücklich entkommen.“

„Ich bin in Erfüllung meiner Dienstpflicht gefangen worden,“ entgegnete O'Brien. „Nun, werde mir nur bald wieder gesund, lieber Junge, und lerne deine Füße wieder gebrauchen, denn du wirst sie nötig haben, damit wir gelegentlich den Herren Franzosen davon laufen können.“

Als sich Peter jetzt ein wenig aufrichtete, bemerkte er, daß sich noch drei andre Personen im Zimmer befanden, von denen O'Brien voraussetzen durfte, daß sie nicht Englisch verstanden. Es war der Wundarzt, der Oberst und ein kleines, wunderhübsches Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, welches Petern soeben ein Glas Limonade darreichte und ihm wie ein Engel erschien.

Während Peter trank, trat noch ein Offizier ins Zimmer, der mit dem Obersten eine Unterredung hatte.

„Ob sie wohl jetzt über uns sprechen?“ fragte Peter.

„Ich verstehe französisch,“ versetzte O'Brien leise, während er sich über den Verwundeten beugte, „und werde dir dann sagen, was sie miteinander verhandeln.“

Der Offizier entfernte sich nach kurzer Besprechung mit dem Obersten, worauf der Chirurg Peters Wunde untersuchte und verband. Dann verließ er in Begleitung des Obersten das Zimmer; nur das kleine Mädchen blieb noch bei unsren beiden Freunden zurück.

„Hast du verstanden, O'Brien, was der Offizier mit dem Obersten gesprochen hat?" fragte Peter.

„Er brachte eine Botschaft von dem Gouverneur," antwortete O'Brien, „welcher wünscht, daß man uns in das Gefängnis der Citadelle abliefere, um dort verhört zu werden. Der Oberst aber, der ein sehr wackrer Mann zu sein scheint, entgegnete, du seiest noch ein halbes Kind und obendrein schwer verwundet."

„Ich trenne mich nicht von dir, O'Brien," sagte Peter. „Wenn sie dich ins Gefängnis stecken, so will ich auch mit hinein, denn ich lasse meinen Freund nicht unter Fremden."

„Es freut mich, mein lieber Peter, daß du das Herz auf dem rechten Flecke hast. Wenn es sein muß, so wollen wir das Gefängnis miteinander teilen. Stelle dir's übrigens nicht zu schlimm vor, mein Junge, denn in einer Gefängniszelle ist doppelt so viel Raum, als in einer Midshipmanskajütte, und die Höfe, in denen die Gefangenen spazieren gehen dürfen, sind sechsmal so groß als die Schiffsverdecke. Vorderhand aber werden wir wohl noch nicht ins Gefängnis wandern, denn ich hörte den Obersten zu dem Offizier sagen, er lasse den Gouverneur bitten, daß ich gegen Ehrenwort bei dir bleiben dürfe, bis du wieder hergestellt seiest."

Das kleine Mädchen reichte jetzt Petern einen Trank, worauf er in einen erquickenden Schlaf fiel. Nach einer Stunde wurde er durch das Eintreten des Obersten geweckt. Dieser redete O'Brien auf französisch an, erhielt aber nur ein Kopfschütteln als Antwort.

„Warum antwortest du unsrem freundlichen Wirte und Beschützer nicht," fragte Peter, „da du doch Französisch verstehst?"

„Es wäre sehr unklug, wenn ich merken ließe, daß ich des Französischen mächtig bin," entgegnete O'Brien. „Ich muß die Franzosen im Glauben lassen, daß ich ihre Sprache nicht verstehe. Dann werden sie sich in unsrer Gegenwart keinen Zwang anthun und wir erfahren auf diese Weise vielleicht, was sie mit uns im Schilde führen."

„Aber ist dies ehrlich, O'Brien?"

„Bedenke, daß wir in Feindesland sind, Peter. Und überdies, wenn ich Geld in der Tasche habe und will es nicht jedermann zeigen, der mir begegnet, — ist das unehrlich?"

„Nein.“

„Nun, gerade so behalte ich auch mein Französisch für mich.“

Während dieser Unterhaltung sprach der Oberst mit dem kleinen Mädchen, das seine Tochter war, warf aber mitunter einen scharfen Blick auf die beiden Gefangenen.

Es trat jetzt ein Mann ein, welcher sich O'Brien in sehr schlechtem Englisch als Dolmetsch vorstellte und ihn um die Beantwortung einiger Fragen ersuchte. Er erkundigte sich nach dem Namen des englischen Schiffes, zu dem die Gefangenen gehörten, nach der Anzahl der Kanonen, der Stärke der englischen Flotte und nach verschiedenen andern Dingen, welche auf die Kriegsrüstung der Engländer Bezug hatten. Einige Fragen beantwortete O'Brien der Wahrheit gemäß, bei andern schützte er Unwissenheit vor und manche erwiderte er durch offenbar falsche Angaben. Peter tadelte ihn jedoch deshalb nicht, denn es wäre gegen O'Briens Pflicht und Gewissen gewesen, wenn er dem Feinde wichtige Aufschlüsse gegeben hätte.

Der Dolmetsch entfernte sich wieder, nachdem er O'Briens Antworten niedergeschrieben hatte.

„Meine Herren!“ redete jetzt plötzlich der Oberst seine erstaunten Gefangenen in tadellosem Englisch an, „ich habe vom Gouverneur die Erlaubnis erhalten, Sie in meinem Hause zu beherbergen, bis Herr Simpel wieder genesen ist. Von Ihnen, Herr O'Brien, muß ich das Ehrenwort fordern, daß Sie keinen Versuch zur Flucht machen wollen.“

„Potz Element!“ rief O'Brien, „Sie sprechen ja Englisch, Oberst. Da habe ich mich schön in meiner eigenen Falle gefangen. Warum haben Sie mir das nicht gesagt?“

„Ich hielt es für unnötig,“ versetzte der Oberst lächelnd, „und machte es wie Sie, indem ich mein Englisch in der Tasche behielt.“

„Nach Ihrer Aussprache zu urteilen, Oberst, möchte ich darauf wetten, daß Sie ein Irländer sind, wie ich,“ bemerkte O'Brien.

„Ich bin allerdings von irischer Abkunft,“ entgegnete der Offizier, „und heiße ebenfalls O'Brien. Ich verlebte meine erste Jugend in Irland; da mir aber nicht erlaubt

wurde, als Katholik in der Armee zu dienen, so wandte ich mich nach Frankreich und betrachte mich nun als vollständigen Franzosen. Von meiner Heimat habe ich nichts beibehalten, als die Sprache, und eine warme Anhänglichkeit an die Engländer. Doch nun muß ich meine Frage wiederholen, ob Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, Herr O'Brien."

„Jawohl, das Wort eines Irländers und die Hand dazu," entgegnete der Midshipman, indem er dem Oberst die Hand drückte, „und Sie dürfen mir doppelt vertrauen, denn ich werde ohne den kleinen Peter nicht von hier weggehen."

„Gut," sagte der Oberst. „Ich werde Ihnen den Aufenthalt in meinem Hause so angenehm wie möglich machen, und in der Pflege Ihres Freundes wird Celeste, mein Töchterchen, mit Ihnen wetteifern. Sie wird Ihnen," wandte er sich an Peter, „eine aufmerksame kleine Wärterin sein."

Peter streckte dem Obersten die Hand entgegen und vergoß dabei Thränen dankbarer Rührung.

„Celeste," sagte dieser zu der Kleinen, „du magst jetzt bei Herrn Simpel bleiben, während ich mit Herrn O'Brien zu Tische gehe. Du verstehst ein wenig Englisch, um zu wissen, was dein Patient verlangt."

Viertes Kapitel.

Vierzehn Tage lang mußte Peter heftige Schmerzen ausstehen, weil die eingedrungene Kugel früher nicht aus der Wunde entfernt werden konnte. O'Brien sowie auch der Oberst und sein Töchterchen widmeten ihm die aufmerksamste Pflege, und er fühlte sich allen zu innigem Danke verpflichtet, besonders aber gegen Celeste, die fast beständig an seinem Lager saß. Sobald er sich wieder auf dem Wege der Genesung befand, erwies er seiner kleinen Wärterin alle nur möglichen Aufmerksamkeiten und suchte ihr das Englische beizubringen, während sie ihm Unterricht im Französischen gab. Nach zwei Monaten war Peter wieder voll-

ständig hergestellt und konnte mit Celeste im Garten auf- und abspazieren.

Einige Tage nach der Gefangennehmung hatte die Fregatte ein Boot mit der Parlamentärsflagge ans Land geschickt, um über O'Brien und Peter Simpel Erkundigung einzuziehen. Zugleich sandte ihnen Kapitän Savage ihre sämtlichen Kleider und eine ansehnliche Summe Geldes. Peter hegte im stillen den Wunsch, daß man auf der Fregatte von O'Briens tapferem Benehmen Kenntnis erlange, und da er wohl wußte, daß dieser nie davon sprechen werde, so bat er den Obersten, den ganzen Hergang niederzuschreiben, wobei besonders hervorgehoben wurde, wie O'Brien die letzte Kanone vernagelt hatte und bei dem Versuche, Petern zu retten, in Gefangenschaft geraten war. Nachdem der Oberst diesem Verlangen entsprochen hatte, ließ er den Offizier kommen, der mit seiner Mannschaft zuerst in die Schanze gedrungen war, und diesen, als Augenzeugen, den Bericht unterzeichnen. Der Oberst fügte dem Berichte noch einige Zeilen an Kapitän Savage bei und übergab ihn dann dem englischen Parlamentär, ohne daß O'Brien etwas von der Sache erfuhr.

Drei Monate hatten unsre beiden Gefangenen im Hause des freundlichen Obersten zugebracht, als sie den Befehl erhielten, sich zum Abmarsch nach Toulon bereit zu machen, wo sie zu einer andern Gefangenenabteilung stoßen sollten, um mit dieser ins Innere des Landes verbracht zu werden. Das war eine sehr betrübende Nachricht, obwohl sie nicht unerwartet kam, und der Leser wird sich leicht vorstellen können, wie schwer allen die Trennung ankam und mit welch dankbaren Gesinnungen die jungen Engländer vom Oberst und der kleinen Celeste schieden. Zwei Kürassiere nahmen die beiden Gefangenen, denen man Reitpferde zur Verfügung gestellt hatte, in Empfang und ritten hinter ihnen her. Am Abend des zweiten Tages trafen sie in Toulon ein, wo sie einem französischen Leutnant übergeben wurden, dessen Gesichtszüge einen sehr unvorteilhaften Eindruck machten. Der Offizier hatte eine kurze Unterredung mit den beiden Kürassieren und befahl dann einem Korporal, die Gefangenen ins Gefängnis beim Arsenal zu bringen.

„Ich fürchte," bemerkte Peter, „jetzt wird für uns die Zeit der Leiden beginnen."

„Du magst wohl recht haben, lieber Junge," stimmte O'Brien bei, „aber es gibt ein Juwel, Hoffnung genannt, welches jemand auf dem Boden seiner Kiste fand, als sie ganz leer war. Daran wollen wir uns auch halten. Sobald sich uns eine Gelegenheit zur Flucht bietet, müssen wir sie benützen. Je weniger wir davon reden, desto besser."

Bald hatten beide ihren neuen Bestimmungsort erreicht, wo sie in ziemlich rauher Weise in ein dunkles Thor gestoßen wurden, das sich hinter ihnen unter dem Geklirre schwerer Riegel wieder schloß.

Ein Schauer überrieselte Peters Körper, als er sich im Gefängnis wußte. Es befanden sich etwa dreißig englische Matrosen darin, welche auf dem steinernen Fußboden, auf Kisten oder auf ihren Kleiderbündeln saßen und sich größtenteils die Zeit durch Kartenspiel vertrieben. Lange Gefangenschaft hatte sie bereits so abgestumpft, daß ihnen die Hinzukunft zweier Landsleute ziemlich gleichgültig zu sein schien. Nur einer rief: „Hurra, Jungens! Je mehr, desto lustiger!" als machte es ihm Vergnügen, neue Leidensgenossen zu finden, die ebenso unglücklich daran waren, wie er selbst.

Stumm setzten sich O'Brien und Peter in einer Ecke auf ihrem Kleiderbündel nieder, und Peter dachte mit tiefer Wehmut an seine Eltern in England, an seinen Kapitän und seine Kameraden und an den guten Oberst O'Brien und die liebe kleine Celeste, und heiße Thränen rollten über seine Wangen herab, indem er die Vergangenheit mit seiner jetzigen elenden Lage verglich. Erst später erfuhren unsre beiden Freunde, daß der Leutnant, auf dessen Befehl sie ins Gefängnis gebracht worden waren, einmal mit dem Oberst O'Brien Streit gehabt hatte und diesen daher grimmig haßte. Als er von den beiden Kürassieren hörte, daß die Gefangenen vom Obersten sehr freundlich behandelt worden waren, beschloß er, ihnen das Leben nur um so saurer zu machen, und ließ in dem Bericht, in welchem er ihre Ankunft meldete, das Wort „Offiziere" aus, so daß sie mit den gemeinen Matrosen zusammengesteckt wurden. Doch sollte ihr Aufent-

halt in dieser düstern Höhle glücklicherweise nicht von langer Dauer sein. Nachdem beide eine elende Nacht verbracht hatten, wurden sie bei Tagesanbruch in den Hof geführt, um mit den übrigen Gefangenen weiter eskortiert zu werden. Derselbe Leutnant, der sie ins Gefängnis verwiesen hatte, befehligte die Truppenabteilung, welche die Bedeckung bildete und mit geladenen Gewehren zum Abmarsch bereit stand. O'Brien trat aus der Reihe heraus und stellte den Leutnant zur Rede, mit welchem Rechte er Offiziere wie gemeine Matrosen behandle. Der Leutnant erwiderte, er sei besser unterrichtet; beide trügen allerdings Offizierskleidung, allein diese gehöre ihnen nicht.

Empört über diese Beschuldigung, nannte O'Brien den Leutnant einen Lügner und forderte Genugthuung für den erlittenen Schimpf. Wütend zog der Leutnant seinen Degen, schlug O'Brien mit der flachen Klinge und stieß ihn in die Reihe zurück, indem er ihm auch noch mit der Pistole drohte.

„Ich werde Ihnen Ihre Roheit nicht vergessen," sagte O'Brien, „es gibt in der französischen Armee genug ehrenwerte Offiziere, die mir behilflich sein werden, Sie zur Rechenschaft zu ziehen."

Der Leutnant bestieg jetzt ein Pferd, und nachdem er die Gefangenen bedeutet hatte, daß jeder Fluchtversuch mit augenblicklichem Tode bestraft werden würde, setzte sich die Kolonne in Marsch.

Es war bereits Nacht, als in einer kleinen Stadt Halt gemacht wurde, wo man die Gefangenen in einer alten, halbverfallenen Kirche unterbrachte. Sie erhielten nicht einmal Stroh, um nach dem angestrengten Tagmarsche ihre müden Glieder darauf zu strecken. Zu dem eingesunkenen Gemäuer schien der Mond herein, was übrigens noch ein Trost war, denn man befand sich wenigstens nicht im Finstern.

O'Brien war sehr nachdenkend und gab auf keine der Fragen, die Peter an ihn richtete, Antwort. Offenbar brütete er über die ihm von dem französischen Offizier widerfahrene Beschimpfung. Am nächsten Morgen wurde der Gefangenentrupp nach dem Marktplatze der Stadt geführt, wo bereits eine andre Abteilung Soldaten mit ihren Offizieren

aufgestellt war, um den Weitertransport zu übernehmen. Als die Offiziere musternd die Reihe entlang gingen, bemerkte Peter unter ihnen einen Kapitän, den er beim Oberst O'Brien kennen gelernt hatte, und rief ihn sogleich beim Namen. Der Gerufene trat heran, erkannte die beiden Gefangenen, schüttelte ihnen herzlich die Hände und äußerte sein Befremden, sie in einer solchen Lage wiederzufinden. O'Brien erzählte ihm nun ausführlicher, wie unwürdig er und Peter behandelt worden waren. Es hatten sich noch mehrere Offiziere zu dem Kapitän gestellt, alle sprachen ihre Entrüstung aus und die Sache kam bis vor den ebenfalls anwesenden Obersten, welcher die Truppen der Stadt befehligte. Dieser ließ sogleich den Offizier, der die Gefangenen von Toul aus eskortiert hatte, zu sich rufen und stellte ihn zur Rede. Der Leutnant leugnete, die beiden Gefangenen schlecht behandelt zu haben, und behauptete, man habe ihm gesagt, sie hätten die Offizierskleider, die sie trugen, gestohlen. Auf diese Beschuldigung hin erklärte ihn O'Brien für einen Lügner und obendrein noch für einen feigen Schuft, denn er habe ihn mit der flachen Klinge geschlagen, weil er es mit einem wehrlosen Gefangenen zu thun hatte. O'Brien fügte hinzu, daß er für den Schimpf Genugthuung von dem Leutnant fordre, oder man solle demselben, falls er sie verweigere, die Epauletten von den Schultern reißen. Der Oberst zog sich mit den übrigen Offizieren zu einer Beratung zurück und man kam überein, daß der Leutnant die verlangte Genugthuung gewähren müsse. Dieser erklärte sich dazu bereit, obschon es ihm offenbar sehr unangenehm war.

Während die Gefangenenabteilung unter der Aufsicht eines jungen Offiziers zurückblieb, begaben sich die übrigen Offiziere mit den beiden Duellanten und Peter vor die Stadt.

„Mit welchen Waffen wirst du fechten, O'Brien?" fragte Peter unterwegs.

„Wahrscheinlich werden wir uns mit Degen schlagen," antwortete O'Brien.

„Verstehst du dich aufs Fechten?"

„Fast so gut wie gar nicht," versetzte O'Brien.

„Aber wie wird dir's dann ergehen?" rief Peter erschrocken.

„Wie Gott will, mein lieber Junge. Ich verlasse mich auf meine gute Sache.“

Auf dem Platze angelangt, entledigten sich die beiden Duellanten ihrer Röcke und Kopfbedeckungen, und nachdem man die Degen gemessen und ihnen eingehändigt hatte, begann der Kampf. Peter wagte kaum zu atmen, so bange war ihm um O'Brien. Angesichts der Gefahr, ihn zu verlieren, empfand er nur um so tiefer, wie wert ihm der Freund geworden war, und lieber hätte er selbst fechten mögen. Zuerst nahm O'Brien eine richtige Verteidigungsstellung ein, indem er dem Leutnant nachahmte, dann aber machte er plötzlich einen Sprung und stieß blitzschnell auf seinen Gegner los, der den Stich nur mit knapper Not abwehren konnte, endlich aber ebenfalls gegen O'Brien ausfiel. Dieser parierte, so gut es ging, den Stoß und holte selbst zu einem neuen aus, der den Gegner wirklich traf, so daß er schwer verwundet niederstürzte. Das alles war das Werk weniger Minuten. Die französischen Offiziere waren über diesen Ausgang um so mehr erstaunt, als sie auf den ersten Blick gesehen hatten, daß O'Brien mit dem Degen nicht umzugehen wußte. Dieser dankte den Offizieren für ihr unparteiisches Verhalten und kehrte dann mit ihnen nach der Stadt zurück, um seinen Stand wieder in der Reihe der Gefangenen einzunehmen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und nach einigen Tagen erreichten sie Montpellier, wo weitere Bestimmungen vom Gouvernement abgewartet werden mußten. Sie benutzten den Aufenthalt, an den Obersten O'Brien in Cette zu schreiben, um ihm für seine Güte zu danken und ihre Erlebnisse zu berichten. Peter fügte außerdem einen Brief an Celeste bei, worin er ihr unter anderm versicherte, daß er ihre Freundlichkeit nie vergessen werde, und die Hoffnung aussprach, sie einmal wiederzusehen.

Noch ehe sie Montpellier verließen, traf die Antwort auf ihre Briefe ein. Der Oberst nannte Peter „seinen lieben Jungen“ und wünschte ihm eine baldige Rückkehr nach England. Ferner meldete er in seinem Briefe, daß er stündlich Befehl erwarte, Cette zu verlassen, um ein Kommando im Innern des Landes zu übernehmen. Doch

kannte er seinen künftigen Bestimmungsort selbst noch nicht. Auch von Celeste lagen einige freundliche Zeilen an Peter bei; sie waren in englischer Sprache geschrieben und ihr Vater mochte ihr wohl dabei ein wenig geholfen haben. Seinen Namensvetter O'Brien versicherte der Oberst seiner Freundschaft, zugleich legte er ihm ans Herz, seinen Schützling Peter nicht in unnütze Gefahr zu bringen. Jedenfalls bezog sich diese Warnung auf O'Briens Absicht, mit Peter zu entfliehen, woraus er dem Obersten kein Hehl gemacht hatte.

Am zehnten Tage ihres Aufenthalts in Montpellier traf der Befehl zum Abmarsch ein. O'Brien und Peter sollten nebst acht Steuerleuten von Handelsschiffen nach der Festung Givet im Departement der Ardennen verbracht werden.

Der Marsch nach Givet dauerte drei Wochen lang. Als unsre Gefangenen in die Festung einrückten, betrachtete O'Brien die Festungswerke und den Fluß, welcher die Stadt in zwei Teile schied, und sagte zu Peter:

„Ich hoffe, daß wir das Weihnachtsfest in England feiern werden. Wie die Festung auf der Außenseite aussieht, weiß ich nun; es handelt sich nur noch darum, daß ich auch die Innenwerke kennen lerne."

Peter vermochte O'Briens Hoffnung nicht zu teilen; die tiefen Gräben und die hohen Wälle ließen ihm ein Entkommen unmöglich erscheinen. Der Gendarm, welcher beiden zur Seite ging, hatte O'Briens Forscherblicke bemerkt und auch den Zweck derselben erraten.

„Halten Sie es für möglich?" fragte er mit schlauem Blinzeln.

„Dem Tapferen ist alles möglich," antwortete O'Brien, „das haben die französischen Heere bewiesen."

Geschmeichelt durch dieses Kompliment, nickte der Gendarm mit dem Kopfe. „Ich wünsche Ihnen alles Glück," murmelte er, „aber —"

„Ich wollte fünf Napoleondor darum geben, wenn ich einen Plan der Festungswerke bekommen könnte," sagte O'Brien und sah den Gendarmen dabei prüfend an.

„Ich finde nichts Schlimmes dabei, wenn ein Offizier, selbst ein gefangener, Studien in der Befestigungskunst zu machen wünscht," bemerkte der Gendarm. „Eben entsinne

ich mich, daß im Plane der Stadt die Festung genau genug aufgezeichnet ist, um Ihnen einen Begriff davon zu geben. Doch wir haben bereits zu lange miteinander gesprochen."

Mit diesen Worten trat der Gendarm wieder zurück.

Eine Viertelstunde später traf der Zug vor dem Hause des Gouverneurs ein, wo die Gefangenen aufgestellt wurden. Auch der Gendarm, der auf einige Zeit verschwunden gewesen war, kam hier wieder zum Vorschein und machte O'Brien ein Zeichen, was sagen wollte: ich hab's. O'Brien wickelte fünf Napoleon in ein Papier und hielt dieses in der Hand. Bald darauf näherte sich ihm der Gendarm und mit den Worten: „Ihr Taschentuch, mein Herr!" überreichte er O'Brien ein altes seidenes Taschentuch.

„Danke schön," antwortete O'Brien, das Tuch mit dem darin befindlichen Plane einsteckend, „hier, trinken Sie ein Glas auf meine Gesundheit," fügte er hinzu und ließ das Papier mit den Goldstücken in die Hand des Gendarmen gleiten, der sich gleich darauf fortstahl.

Nachdem die Namen der Gefangenen verlesen worden waren, wurden sie in das Gefängnis abgeführt und O'Brien und Peter befanden sich nun in einer Festung, welche damals für eine der stärksten in Frankreich galt.

Fünftes Kapitel.

Die Gefängnisse mündeten in einen Hof, der Aehnlichkeit mit einem Bärenzwinger besaß. Er war von hohen Mauern umgeben, an welche sich die von den Gefangenen bewohnten Gebäude anlehnten, und von allen Seiten schauten Schildwachen herab. Hatte Peter an der Möglichkeit einer Flucht schon gezweifelt, als er die Außenwerke der Festung sah, so ließ er jetzt vollends die Hoffnung sinken.

„Nur nicht den Mut verloren," tröstete ihn O'Brien. „Einen Vorteil haben wir bereits gewonnen. Bei der Untersuchung unsres Gepäcks haben sie nichts gefunden. Haha!"

„Was hätten sie auch finden sollen?" fragte Peter kleinlaut. O'Brien aber rieb sich vergnügt die Hände, öffnete seinen

Koffer und zeigte Petern darin einen doppelten Boden, in dessen Zwischenraum sich verschiedene zur Flucht erforderliche Werkzeuge befanden, die er sich in Montpellier zu verschaffen gewußt hatte.

„Und jetzt, Peter," sagte O'Brien, indem er den Schlüssel der Gefängniszelle herumdrehte, „muß ich mich einer drückenden Bürde entledigen."

Er entkleidete sich vollständig und Peter gewahrte, daß O'Briens ganzer Körper mit einer seidenen Schnur umwunden war, in welcher sich alle zwei Fuß lang ein dicker Knoten befand. Während O'Brien sich im Kreise herumdrehte, wickelte Peter die Seidenschnur ab, die eine Länge von 16 Ellen hatte.

„Diese Schnur habe ich, seit wir Montpellier verließen, beständig getragen," bemerkte O'Brien, „und du vermagst dir keinen Begriff von den Schmerzen zu machen, die ich dabei ausstehen mußte. Aber was erträgt man nicht für die Freiheit!"

Als die Schnur abgewickelt war, konnte sich Peter recht gut vorstellen, was der eingeschnürte Freund hatte leiden müssen, denn an vielen Stellen seines Körpers war sein Fleisch durch die fortwährende Reibung und die Einschnitte der Schnur ganz wund. Kaum befand sich O'Brien wieder in seinen Kleidern, als er ohnmächtig niedersank.

In seiner Bestürzung wollte Peter um Hilfe rufen. Doch gewann er so viel Fassung, daß er vorher die Schnur in dem Koffer verwahrte und den Schlüssel zu sich steckte. Dann erst rief er Beistand herbei. O'Brien kam bald wieder zu sich und als er über die Ursache seiner Ohnmacht befragt wurde, gab er vor, daß er von Kindheit an derartigen Anfällen unterworfen sei.

Er mußte mehrere Tage das Bett hüten und studierte währenddem fleißig den Festungsplan.

„Peter," sagte er, als er sich wieder erholt hatte, „kannst du schwimmen?"

„Nein," gab Peter zur Antwort, „aber das thut nichts."

„Es ist dennoch wichtig," versetzte O'Brien, „denn unsre Flucht geht über die Maas und wir dürfen uns nicht darauf verlassen, ein Boot zu finden. Die Seite, wo die Festung

vom Flusse bespült wird, ist die stärkste, und weil sie deshalb am wenigsten bewacht wird, müssen wir sie zu unsrer Flucht wählen. Ich muß dich auf irgend eine Weise flott machen, mein lieber Junge."

„Bist du wirklich zu dem Wagnis entschlossen, O'Brien? Ich halte es für unmöglich, nur über diese hohen Mauern hinwegzukommen, wo obendrein vier Schildwachen gerade auf uns herabsehen."

„Laß dich das nicht bekümmern, Peter, das ist meine Sache. Sage mir nur, ob du dein Glück mit mir versuchen willst?"

„Ganz gewiß, wenn du Vertrauen zu mir hast."

„Gut, Peter. Ohne dich würde ich überhaupt nicht Reißaus nehmen. Wir sind miteinander gefangen worden, und so Gott will, machen wir uns auch miteinander aus dem Staube. Aber das muß nicht gerade heute oder morgen oder in diesem Monate geschehen. Schlechtes Wetter und dunkle Nächte werden unsre zuverlässigsten Bundesgenossen sein, und diese müssen wir abwarten."

Unsre Gefangenen wurden in ziemlich strenger Haft gehalten. Dennoch wußte sich O'Brien mancherlei kleine Gegenstände zu verschaffen; hauptsächlich sammelte er Bindfaden, wo er nur konnte, und endlich hatte er eine so ansehnliche Bindfadenmasse, daß sich daraus eine Strickleiter flechten ließ.

„Jetzt, Peter," sagte O'Brien eines Tages, „sind meine Vorbereitungen beendet. Es fehlt mir nur noch ein Regenschirm."

„Ein Regenschirm?" fragte Peter verwundert. „Wozu?"

„Ich brauche ihn für dich, damit du nicht zu viel Wasser schluckst."

„Im Regen?"

„Nein, in der Maas. Sieh nur zu, daß du einen Regenschirm bekommen kannst. Das weitere wird sich dann schon von selbst ergeben."

Peter kaufte einen Regenschirm, was durchaus keinen Verdacht erweckte. Hierauf sott O'Brien ein Quantum Oel und Wachs, bestrich damit den Schirm mehreremal, um ihn wasserdicht zu machen, und verbarg ihn.

Unsre beiden Freunde befanden sich etwa zwei Monate in Givet, als ihnen ein französischer Leutnant einen Besuch machte.

„Darf ich Sie nach Ihrem Taufnamen fragen?“ wandte er sich an O'Brien.

„Er lautet Terenz,“ antwortete dieser.

„Dann gestatten Sie mir, Ihnen zu Ihrer Beförderung Glück zu wünschen,“ sagte der Besuch. „Sie stehen auf der Beförderungsliste, die wir aus England erhalten haben.“

„Das muß ein Irrtum sein,“ versetzte O'Brien. „Wollen Sie mir die Liste einmal erlauben?“

Der Leutnant kam diesem Wunsche nach.

„Wahrhaftig! Terenz O'Brien,“ bemerkte der Lesende. „Aber es ist mir rein unbegreiflich. Ich kann es noch immer nicht glauben, daß ich wirklich damit gemeint sein sollte.“

„Das sehe ich nicht ein,“ ergriff jetzt Peter das Wort. „Du hast deine Beförderung redlich verdient für dein wackeres Benehmen, als wir gefangen wurden.“

„Was that ich denn anders, als daß ich die Kanone vernagelte und dich auf den Rücken nahm?“ entgegnete O'Brien. „Aber selbst angenommen, ich hätte mir dadurch ein Lorbeerblatt verdient, so konnte doch, außer uns beiden, niemand wissen, was in der Batterie vorging.“

„Ich will dir alles erklären,“ sagte Peter, nachdem sich der französische Offizier wieder verabschiedet hatte, und nun erzählte er O'Brien, wie er durch den Obersten einen Bericht über den Vorgang an Kapitän Savage hatte gelangen lassen.

„Schön, mein lieber Peter,“ ließ sich O'Brien nach einer Pause vernehmen, „es gibt eine Fabel vom Löwen und der Maus. Ich habe durch deine Beihilfe meine Beförderung erlangt und folglich ist die Maus ein kostbareres Tier als der Löwe. Ich werde es dir gedenken!“

Sechstes Kapitel.

Einige Tage später trafen Briefe aus England ein, darunter auch einer für Peter von seinen Eltern, denen seine Gefangennahme schon von Cette aus durch O'Brien gemeldet worden war. Die Mutter war über das Schicksal ihres Sohnes sehr betrübt und bat ihn, ja möglichst oft Nachricht von sich zu geben. Von seinem Vater wurde Peter beauftragt, so viel auf seinen Namen aufzunehmen, als er bedürfe, da die Familie gern zu jeder Einschränkung bereit sei, wenn sie dadurch Peters Lage erleichtern könne. Peter vergoß Thränen, als er den Brief las, und mächtiger als je ergriff ihn die Sehnsucht nach den Seinigen.

O'Brien hatte einen Brief von Kapitän Savage erhalten, welcher seine Beförderung zum Leutnant bestätigte. Strahlend vor Freude, überreichte er das Schreiben seinem Gefährten.

„Peter!" rief er, „du hast einen Leutnant aus mir machen helfen, dafür will ich einen Mann aus dir machen. Es soll noch jemand sagen, du seiest einfältig! Aber jetzt erweise mir einen Gefallen. Da ich wirklich Leutnant bin, so greife einmal nach deinem Hute und mache mir das Honneur, damit ich sehe, wie es sich ausnimmt."

„Leutnant O'Brien," sagte Peter, die Hand an den Hut legend, „haben Sie noch weitere Befehle?"

„Ja, Midshipman Simpel," antwortete der Leutnant, „nämlich, daß Sie sich nie wieder unterstehen, vor mir die Hand an den Hut zu legen, bis wir wieder miteinander segeln."

Es war wieder eine Woche vergangen, als O'Brien Petern die Eröffnung machte, daß der Augenblick des Handelns erschienen sei.

„Wir sind jetzt im November," sagte er, „der Neumond ist mit stürmischem Wetter in sein Viertel getreten und wir wollen die Gelegenheit wahrnehmen. Mache dich also fertig, Peter; vielleicht brechen wir noch diese Nacht auf. Lege dich jetzt schlafen, damit du frisch und munter bist, wenn ich dich wecke."

Es war in der achten Abendstunde, als Peter zu Bette ging. Um Mitternacht fühlte er sich leise gerüttelt und sah O'Brien vor sich stehen, der ihn aufforderte, sich leise anzukleiden und ihm dann in den Hof zu folgen.

Peter kam dieser Weisung nach. Im Hofe herrschte stockfinstere Nacht, der Wind heulte und schleuderte den in Strömen herabgießenden Regen nach allen Richtungen umher. Es dauerte eine Weile, ehe Peter sich in der Finsternis zurechtfand. Endlich traf er auf O'Brien, der bereits an der Arbeit war und Peter schon vorher mit seinen Plänen bekannt gemacht hatte. In Montpellier hatte sich O'Brien sechs breite Stücke Eisen verschafft, jedes ungefähr 18 Zoll lang, an dem einen Ende mit einer spitzen Schraube, am andern mit einem Knopfe versehen, zu welchem eine Handhabe paßte. Mit Hilfe der letzteren schob er eines der Eisen zwischen die Steine der Mauer. Auf dieses Eisen schwang er sich hinauf, um einige Fuß weiter oben ein zweites Eisen zu befestigen. Als dasselbe festsaß, stellte er sich darauf und schraubte weiter oben das dritte ein, so fortfahrend, bis er sechs Eisenstücke, eines schräg über dem andern, treppenartig in die Mauer getrieben hatte und so bis an den obern Rand derselben gelangt war. Am letzten Eisen befestigte er die seidene Schnur und ließ sich dann wieder in den Hof herab.

„Der Anfang wäre also gemacht, Peter," flüsterte O'Brien. „Von den Schildwachen haben wir nichts zu befürchten. Selbst wenn sie Katzenaugen hätten, könnten sie uns in der Finsternis und in dem strömenden Regen nicht sehen. Ich will jetzt mit allen unsren Werkzeugen hinaufsteigen und auch deinen Tornister mitnehmen, damit du leichter fortkommst. Sollte mir ein Unfall zustoßen, so eilst du sofort in dein Bett. Wenn ich dagegen die Schnur mehrere Male herauf- und herunterlasse, so kletterst du mir nur so schnell wie möglich nach."

O'Brien belud sich mit der Strickleiter, den beiden Tornistern, in welchen sich Brechstangen und andre Werkzeuge befanden, und zuletzt auch mit dem wasserdichten Regenschirme.

„Wenn die Schnur mich mit allen diesen Gegenständen

trägt, Peter," flüsterte er, „so wird sie bei dir um so weniger reißen."

Nach diesen Worten begann O'Brien emporzuklettern und in etwa drei Minuten befand er sich auf der Mauerzinne und gab das verabredete Zeichen. Sofort folgte Peter ihm nach; die Knoten in der Schnur gaben seinen Füßen einen Stützpunkt und bald befand er sich an O'Briens Seite, der die Schnur heraufzog. Beide legten sich jetzt auf den Bauch und krochen über das Glacis hin, bis sie die Wälle erreichten. Der Wind heulte und der Regen klatschte, daß es den Schildwachen ganz unmöglich gewesen wäre, etwas zu hören oder zu sehen. Nach längerem Umhertappen fand O'Brien den Punkt, wo in der Tiefe die Zugbrücke über den Graben führte. An einer Brechstange, die er in den Rasen trieb, befestigte er die Strickleiter und stieg sodann daran hinab. Ein Rütteln am Strick war wieder das Zeichen, daß Peter nachfolgen sollte, und bald befand sich dieser ebenfalls unten. Die Zugbrücke war jedoch aufgezogen und sie mußten, auf den Ketten laufend, den Graben überschreiten, wobei der geübtere O'Brien vorausging, während Peter, sich an seinem Rocke haltend, hinter ihm folgte. Jenseits des Grabens stießen die Flüchtlinge auf ein verschlossenes Thor. Auf dieses Hindernis waren sie nicht vorbereitet. O'Brien versuchte mit Hilfe seiner Dietriche das Schloß zu erbrechen, aber alle Mühe war vergebens.

„Verwünscht! jetzt sitzen wir fest," murmelte er.

„Wie wäre es," meinte Peter, „wenn wir das Pflaster aufrissen und unter dem Thore hindurchzukriechen versuchten?"

„Peter, das ist ein kostbarer Gedanke, auf den ich nicht gekommen wäre," flüsterte O'Brien sehr erfreut. „Laß uns sogleich ans Werk gehen."

Mit den noch vorhandenen Werkzeugen, worunter sich eine Brechstange befand, arbeiteten nun beide tüchtig darauf los. Doch hatten sie eine gute Stunde zu thun, bis die Höhlung groß genug war, daß sie durchkriechen konnten und sich auf der andern Seite des Thores sahen. Von hier aus führte ein bedeckter Weg zu dem untern Walle. Sie schritten behutsam vorwärts, blieben aber plötzlich stehen,

durch ein Geräusch aufmerksam gemacht. Es war das Schnarchen einer Schildwache, die in dem bedeckten Gange aufgestellt und eingeschlafen war. An dem Posten unbemerkt vorüberzukommen, schien bei der Enge des Raumes unmöglich.

„Peter," flüsterte O'Brien nach einigem Nachdenken, „jetzt ist der Augenblick da, wo du dich als Mann bewähren kannst. Der Soldat wird aufwachen und muß daher verhindert werden, Lärm zu machen. Ich werde ihm den Mund verstopfen, dir aber fällt die Aufgabe zu, ihm in demselben Augenblick seine Muskete zu entreißen, damit er nicht feuern kann."

„Ich werde meine Sache schon gut machen," versicherte Peter, „verlaß dich darauf."

Beide krochen vorsichtig an den Wachtposten heran und während ihm O'Brien mit der Hand den Mund verschloß, nahm Peter schnell die Muskete weg.

Der Soldat war erwacht und wollte sofort seine Muskete abfeuern, die Peter aber schon weit weggeschleudert hatte. O'Brien schob dem Wachtposten einen Knebel in den Mund und fesselte ihn mit Peters Hilfe an Händen und Füßen, so daß er weder schreien noch sich bewegen konnte.

„Jetzt vorwärts!" sagte O'Brien und beide schlüpften den bedeckten Gang entlang, bis sie den Wall erreichten. Hier wurde wieder das Brecheisen mit dem Strick befestigt, O'Brien ließ sich hinab und Peter folgte nach. Sie standen nun unmittelbar am Flusse, den sie überschreiten mußten, und nun kam der Regenschirm an die Reihe, den O'Brien aufspannte und verkehrt aufs Wasser legte. Der wasserdichte Ueberzug von Oel und Wachs hinderte ihn am Untersinken. An der unter dem Wasser befindlichen Spitze des Schirmes hatte O'Brien zwei Schnüre und ein Zugseil befestigt. Peter mußte die Schnüre ergreifen und sich daran festhalten, während O'Brien das Zugseil zwischen die Zähne nahm und vorausschwamm. So zog er den Schirm, und durch den letzteren über Wasser gehalten, folgte Peter hinterher. Ungefähr 3 bis 400 Schritt weit ging diese seltsame Wasserreise stromabwärts, bis die Flüchtlinge sich außerhalb der Festung befanden und ans Land stiegen.

O'Brien fühlte sich so erschöpft, daß er mehrere Minuten lang bewegungslos liegen blieb; Peter war vor Kälte fast erstarrt.

Endlich zog O'Brien seine Branntweinflasche hervor und beide stärkten und wärmten sich wieder durch einige kräftige Züge daraus.

„Dank dem Himmel, der uns bis hierher geholfen hat!" sagte O'Brien. „Jetzt müssen wir aber laufen, so weit uns unsre Füße tragen, denn in zwei Stunden bricht der Tag an."

Sie eilten am Ufer der Maas entlang und waren so glücklich, ein kleines Boot zu endecken, das an einem Tau befestigt war. O'Brien zog das Fahrzeug heran, in welchem sich Ruder befanden, und stieg mit Peter hinein, nachdem er das Tau abgeschnitten hatte. Die Fahrt ging nun den Fluß hinab, bis der Tag graute und der Ardennenwald vor den Flüchtlingen lag.

Sie landeten, stießen das Boot weit in den Strom hinein, daß die Leute glauben konnten, es habe sich zufällig losgerissen, und eilten dann in das Dickicht des Waldes. Hier trugen sie Laub zusammen, um sich darauf niederzustrecken, und obgleich noch immer der Regen heftig herabgoß und beiden vor Kälte die Zähne klapperten, waren sie doch von Aufregung und Anstrengung so erschöpft, daß sie bald in tiefen Schlaf versanken.

Siebentes Kapitel.

Als Peter gegen Mittag erwachte, fühlte er sich sehr warm und behaglich, denn während er schlief, hatte ihn O'Brien fußhoch noch mit Laub bedeckt, und die Kleider waren ihm am Leibe getrocknet.

„Du guter O'Brien," sagte Peter, „wie liebevoll du doch für mich sorgst!"

„Soll ich dich etwa frieren lassen, mein Junge? Auch bist du noch wenig an solche Beschwerden und Mühseligkeiten gewöhnt, wie wir sie vor uns haben. Wir müssen jetzt weiter, denn man wird in der ganzen Gegend nach uns forschen. Aber der Ardennenwald ist groß, und wenn wir

erst tiefer eingedrungen sind, werden sie uns schwerlich finden." Beide nahmen ihre Wanderung wieder auf und bahnten sich stundenlang den Weg durch das Dickicht, wobei O'Brien sich von seinem Taschenkompaß leiten ließ. Als es dunkel ward, machten sie Halt, bereiteten sich wieder ein Lager von Laub und schliefen die ganze Nacht sehr behaglich. Am andern Morgen ward Peter sehr frühe von O'Brien geweckt und bemerkte, wie dieser seine Hand auf den Mund legte, als Zeichen des Schweigens.

Peter richtete sich auf und gewahrte in geringer Entfernung ein großes Lagerfeuer.

„Es sind Gendarmen, wie ich ausgespürt habe," bemerkte O'Brien. „Wir dürfen uns jetzt nicht weiterwagen, sondern thun am besten, wenn wir auf diesen Baum klettern und uns so gut wie möglich verbergen."

Es stand eine große, mit Epheu umrankte Eiche da, an deren Fuße beide ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten.

O'Brien schob seinen jungen Gefährten am Stamme hinauf, verscharrte die Tornister unter dem Laube und erstieg dann ebenfalls den Baum, wo beide sich unter dem Epheugebüsch verkrochen. Als es nach einer Stunde Tag wurde, beobachteten sie, wie die Gendarmen sich nach allen Richtungen hin zerstreuten, um den Wald zu durchsuchen. Schon hofften unsre Flüchtlinge, ihren Weg fortsetzen zu können, als sie bemerkten, daß einer der Gendarmen zurückgeblieben war. Er spähete aufmerksam nach allen Seiten umher, ging auf und ab und kam auch unter den Baum, auf dem sich die Versteckten befanden. Sorgfältig durchsuchte er mit dem Bajonett das darunterliegende Laub, aus welchem er, zum nicht geringen Schrecken der Lauschenden, die beiden Tornister herauswühlte.

„Holla!" rief er, „wo das Nest und die Eier sind, da können auch die Vögel nicht weit sein."

Rings um die Eiche herumgehend, sah er von allen Seiten hinauf, konnte aber lange nichts entdecken, da beide gut verborgen waren. Endlich jedoch fiel sein Blick auf Petern, dem er befahl, herabzukommen. Dieser rührte sich jedoch nicht vom Flecke, da er kein Zeichen von O'Brien erhielt. Der Gendarm suchte sich einen andern Standpunkt,

von wo aus er besser auf Peter zielen konnte, und kam gerade unter den Ast zu stehen, auf welchem O'Brien lag.

„Kommt herab, oder ich gebe Feuer!“ rief der Gendarm Petern zu, indem er sein Gewehr anlegte.

Peter, der sich nicht Rats wußte, was er thun sollte, blieb unbeweglich sitzen und schloß die Augen, als er die Flinte auf sich gerichtet sah.

Jetzt machte der Gendarm seine Drohung wahr, der Schuß krachte und Peter fiel herab. Obwohl er nicht getroffen war und nur infolge des Schrecks seinen Anhaltepunkt verloren hatte, wurde er doch vom Fall selbst einige Augenblicke betäubt. Als er aufblickte, erstaunte er nicht wenig, anstatt des Gendarmen, O'Brien neben sich zu sehen.

„Bist du verwundet, mein Junge?“ fragte O'Brien.

„Ich glaube nicht,“ antwortete Peter, und als er aufstand, sah er den Gendarmen besinnungslos und schwer atmend am Boden liegen.

„Wie ist das zugegangen?“ fragte er, in hohem Grade verwundert.

„Ziemlich einfach,“ versetzte O'Brien. „Als ich den Gendarmen sein Gewehr auf dich anschlagen sah, stürzte ich mich von meinem Aste auf ihn herab und fiel ihm gerade auf den Kopf. Der Schuß ging los und verfehlte natürlich sein Ziel und das Gewicht meines Körpers, von einer solchen Höhe herab, warf den Mann zu Boden, von dem er sobald nicht wieder aufstehen wird.“

In der That hatte der Gendarm durch den Fall das Bewußtsein verloren.

„Es thut mir leid um den Mann, obwohl es ihm nicht darauf angekommen wäre, dich vom Baume herunterzuschießen,“ sagte O'Brien. „Indessen wird er sich ja bald wieder erholen und die Zeit bis dahin müssen wir benützen.“

O'Brien entkleidete den Bewußtlosen, bedeckte ihn mit Laub, um ihn vor dem Froste zu schützen, legte dann seine eigenen Kleider ab, die er in ein Bündel zusammenschnürte, und zog die Uniform des Gendarmen an.

„Was hast du vor?“ rief Peter erstaunt und fast zum Lachen geneigt über diese Verwandlung.

„Jetzt spiele ich den Gendarmen und du bist mein Gefangener,“ gab O'Brien zur Antwort. „Auf diese Art werden wir unangefochten vorwärts kommen.“

Petern leuchtete die List ein, und lächelnd ließ er sich die Hände mit einem Strick zusammenbinden. Dann nahm O'Brien auch das Gewehr des Gendarmen auf die Schulter, und so setzten beide ihren Weg fort. Da sie für die nächste Zeit nichts zu fürchten hatten, so verließen sie den Wald. Dennoch gebrauchten sie die Vorsicht, meistens während der Nacht zu reisen. In den Wirtshäusern, wo sie einkehrten, erregte die Jugend des Gefangenen häufig das Mitleid der Frauen, und eine Wirtin wollte ihm sogar zur Flucht behilflich sein. Peter willigte ein, benachrichtigte aber natürlich O'Brien von dem Plane, welcher sich auf die Lauer legte und in demselben Augenblicke hervorstürzte, wo die Wirtin Petern zum Fenster hinaushelfen wollte. O'Brien spielte seine Gendarmenrolle sehr naturgetreu weiter, indem er drohete, das Gouvernement von dem Befreiungsversuche in Kenntnis setzen zu wollen. Die Leute gerieten dadurch in große Angst und boten O'Brien viel Geld, wenn er darüber schweigen wolle, da sie sonst eine sehr strenge Bestrafung zu erwarten hätten. Der vermeintliche Gendarm erklärte, daß er sich durch Geld nicht von seiner Pflicht abwendig machen lasse. „Auf der nächsten Station,“ fügte er hinzu, „übergebe ich den Gefangenen einem andern Gendarmen und dann kehre ich nach Vließingen zurück und bringe euch dort zur Anzeige.“

„Lassen Sie sich doch erweichen und stürzen Sie uns nicht ins Unglück,“ jammerte die Wirtin. „Ich habe in Vließingen eine verheiratete Schwester, die ebenfalls eine Gastwirtschaft treibt, und will Ihnen einen Brief mitgeben. Sie wird Ihnen gutes Quartier und Verpflegung gewähren und überhaupt alles mögliche für Sie thun. Wenn der Brief seine Schuldigkeit nicht thut, so können Sie ja zurückkehren und uns immer noch anzeigen.“

O'Brien ließ sich endlich überreden. Die Wirtin schrieb den Brief und las ihn vor. Sie bat darin ihre Schwester,

für den Ueberbringer alles zu thun, was nur in ihren Kräften stünde, da derselbe die Macht besäße, die ganze Familie ins Elend zu stürzen und es nur aus Schonung unterlassen habe.

O'Brien steckte den Brief zu sich und verließ das Wirtshaus, seinen Gefangenen am Stricke führend.

So kamen sie durch die Städte Charleroi und Löwen und waren noch einige Meilen von Mecheln entfernt, das sie aber vermeiden wollten, weil es eine Festung war. Da begegnete ihnen auf einem schmalen Feldwege ebenso unerwartet als unerwünscht der Gendarm, von welchem O'Brien in Givet den Plan der Stadt erhalten hatte.

„Guten Morgen, Kamerad!" sagte er zu O'Brien, ihn scharf ansehend. „Wen habt Ihr da?"

„Einen jungen Engländer. Er ist aus dem Gefängnis entsprungen und ich habe ihn hier in der Nähe erwischt."

„Aus welchem Gefängnis?"

„Er will es nicht sagen; aber ich vermute aus Givet."

„Von dort sind ihrer zwei entwichen, und zwar auf ganz tollkühne Art. Aber dem Tapferen ist alles möglich," fügte er bedeutsam hinzu, O'Brien abermals scharf ansehend.

„Das ist wahr," versetzte dieser. „Wahrscheinlich ist er einer von den beiden und so wird vielleicht auch der andere nicht fern sein. Ihr werdet daher gut thun, Euch nach ihm umzusehen."

„Das werde ich, Kamerad, denn Ihr wißt, daß die Wiedereinbringung eines Gefangenen Beförderung zur Folge hat. Euch darf ich sicher zum Korporal gratulieren."

„Danke schön," sagte O'Brien. „Nun gehabt Euch wohl!"

„Hab's nicht so eilig," versetzte der Gendarm. „Ich bin nur auf einem Ausfluge begriffen und begleite Euch nach Mecheln, wohin Ihr ja müßt."

„Heute nacht werde ich schwerlich hinkommen," entgegnete O'Brien, „mein Gefangener ist zu sehr ermüdet."

„Auch gut, dann gehen wir soweit wir kommen. Vielleicht erwischen wir auch den andern, der sich in Givet einen Plan zur Festung zu verschaffen wußte, wie ich gehört habe. Im Walde hat man einen Gendarmen gefunden,

der seiner Kleider beraubt war. Wahrscheinlich hat einer der Entsprungenen diese Kleider angezogen und gibt sich nun selbst für einen Gendarmen aus. Darauf wollte ich wetten."

Unsre Flüchtlinge durften jetzt nicht länger zweifeln, daß sie entdeckt waren.

„Was meinst du, Peter," flüsterte O'Brien rasch, als der Gendarm sich auf ein paar Augenblicke abgewendet hatte, „soll der Mann sterben oder nicht?"

„Wir wollen keinen Mord begehen," antwortete Peter ebenso leise und hastig, „stelle dich, als ob du ihm vertrautest, vielleicht können wir ihm dennoch entwischen."

„Gut, ich werde zunächst versuchen, ob sich wieder mit Geld etwas bei ihm ausrichten läßt denn wir sind damit reich versehen," sagte O'Brien und wendete sich dann an den wieder näher tretenden Gendarmen: „Die englischen Gefangenen sind sehr freigebig; ich weiß, daß gern 100 Napoleons für die Beihilfe zur Flucht gezahlt werden. Das ist jedenfalls mehr wert als eine Dienstbeförderung."

„Ich verstehe," erwiderte der Gendarm, „aber ich muß mir die Sache erst noch überlegen."

Damit wurde die Unterhaltung über diesen Gegenstand abgebrochen und ging auf allerlei gleichgültige Dinge über. Mittlerweile erreichten alle drei eine kleine Stadt und begaben sich in ein Wirtshaus.

„Ich erwarte heute abend oder morgen früh Eure Antwort," sagte O'Brien zu dem Gendarmen, indem er einen Augenblick wahrnahm, wo sich keine unberufenen Zuhörer in der Nähe befanden.

„Morgen früh sollt Ihr meine Antwort haben," erwiderte der andre, worauf sich O'Brien mit Peter von der Wirtin ein Zimmer anweisen ließ.

„Ich traue dem Burschen nicht," bemerkte O'Brien leise, als beide wieder allein waren. „Er wird vielleicht das Geld nehmen und uns dann doch noch verraten."

Hierauf setzte er Petern den Plan auseinander, den er bereits entworfen hatte, und machte sich sofort ans Werk. Zunächst verstopfte er das Schlüsselloch, damit niemand von außen beobachten konnte, was im Innern des Zimmers vor-

ging. Dann entledigte er sich der Uniform und zog seine eigene Kleidung wieder an, stopfte die Gendarmenkleider mit Decken und Kopfkissen aus und legte sie auf das Bett hin, daß es aussah, als stecke er noch darin und habe sich in den Kleidern zum Schlafen niedergelegt; das Gewehr stellte er an die Seite des Bettes. Dem andern Bette wußte er ebenfalls sehr geschickt eine Form zu geben, als ob Peter darin läge, und setzte dessen Kappe dem Kopfkissen auf.

„Jetzt, Peter," sagte O'Brien, als er mit diesen Vorbereitungen zu Ende war, „wollen wir abwarten, ob der Gendarm uns bewacht. Wenn er glaubt, daß wir schlafen, wird er wahrscheinlich kommen, um nach uns zu sehen."

Sie ließen das Licht brennen und verkrochen sich unter das Bett. Nach einer Stunde wurden auf der Treppe Fußtritte hörbar, die Klinke der Thüre ward probiert und da sie aufging, trat der Gendarm herein, entfernte sich aber wieder, als er die vermeintlichen Schläfer in den Betten bemerkte.

„Wäre es jetzt nicht Zeit, zu entfliehen?" fragte Peter, als die Schritte sich verloren hatten.

„Nein, noch nicht," versetzte O'Brien. „Wir wollen dem Burschen erst einen Possen spielen, um unsre Flucht dann um so sicherer fortsetzen zu können. In ein oder zwei Stunden wird er wieder kommen und die Szene verwandelt finden."

„O'Brien nahm eine der Decken, befestigte sie vor dem Fenster, welches er weit offen ließ und wirrte dann die ausgestopften Puppen durcheinander, daß der Gensdarm sofort die Täuschung erkennen mußte.

Beide verbargen sich hierauf wieder unter dem Bette und eine Stunde darauf kehrte, wie O'Brien vorhergesagt hatte, der Gendarm wieder zurück mit einem Licht in der Hand.

Beim Anblick der Betten gewahrte er, daß er hintergangen worden war.

„Zum Henker!" rief er, ans offene Fenster tretend, „die Schufte sind mir durchgegangen und haben mich um

meine Beförderung gebracht. Aber ich will sie schon wieder kriegen. Blitz-Element!"

Er stürzte hinaus, polterte die Treppe hinab und bald hörten die beiden Lauschenden, wie er die Hausthür öffnete und mit eiligen Schritten davonging.

„So ist's recht!" sagte O'Brien lachend, „nun wollen wir uns ebenfalls aus dem Staube machen."

Er legte die Gendarmenkleider wieder an, ging in die Wirtsstube hinunter, bezahlte, was er schuldig war und verließ mit Peter unangefochten das Haus, um den gleichen Weg zurückzugehen, den sie gekommen waren.

Achtes Kapitel.

Die Flüchtlinge wanderten bis der Tag anbrach und verbargen sich dann im Gebüsch, um mit Eintritt der Nacht wieder dem Ardennenwalde zuzueilen und sich dort so lange zu verbergen, bis die Verfolger glauben würden, die Flucht sei gelungen. Ehe sie jedoch den Wald erreichten, wurden sie von einem heftigen Schneegestöber überrascht, welches vier Tage lang ununterbrochen fortdauerte. Da hatten sie gar viel Ungemach auszustehen, denn sie mußten unter freiem Himmel schlafen, während der Boden mit drei Fuß hohem Schnee bedeckt war. Sie durften nicht mehr wagen, sich beide zugleich sehen zu lassen, und bisweilen schlich sich O'Brien allein in ein Wirtshaus, um Lebensmittel zu kaufen. Am fünften Tage erreichten sie ein Wäldchen, das etwa eine halbe Stunde von der Straße abgelegen war. Während O'Brien sich wieder auf den Weg machte, um für den Magen zu sorgen, blieb Peter im Wäldchen zurück. Er benutzte die Zeit, sich nach einem schützenden Schlupfwinkel umzusehen und stieß dabei zu seinem großen Schrecken auf zwei Leichen. Es war ein Mann und ein junges Mädchen, die leblos im Schnee lagen und offenbar erfroren waren. Peter entfernte sich von der Stelle und war froh, als O'Brien zurückkam, dem er den unheimlichen Fund sogleich berichtete. Dieser nahm die Leichname in Augenschein. Sie waren in eine

buntfarbige, fremdartige Tracht gekleidet und trugen Bänder an ihren Anzügen; ihnen zur Seite lagen zwei Paar hohe Stelzen.

„Peter," ließ sich O'Brien vernehmen, nachdem er die Toten eine Weile betrachtet hatte, „so sehr ich die armen Leute bemitleide, so muß ich dies doch als einen höchst glücklichen Umstand betrachten. Jetzt können wir durch Frankreich ziehen, ohne uns die Füße in dem verwünschten Lande zu beschmutzen."

„Was meinst du damit?"

„Diese Leute gehörten zu jenen wandernden Tänzern, die sich für Geld auf Stelzen produzieren, und wir müssen uns ihrer Kunst und ihrer Kleider bedienen. Der Mann ist in meiner Größe und sein Anzug wird mir passen; du hast die Gestalt des armen Mädchens und kannst ihre Kleider tragen. Jetzt brauchen wir nur noch ein bißchen Uebung und dann kann es wieder vorwärts gehen."

O'Brien zog den Erfrorenen die Kleider ab und dann half ihm Peter, die Leichen zu begraben, worauf beide das Wäldchen verließen und in einer Scheuer unweit des Dorfes ihr Lager für die Nacht aufschlugen.

„So, Peter, jetzt haben wir wieder ein Obdach," sagte O'Brien, „lege dich nieder und schlafe, während ich Wache halte. Keine Einwendung, Peter! Du bedarfst der Ruhe mehr als ich."

Peter gehorchte und lag nach wenigen Minuten bereits in tiefem Schlafe, denn er war fast bis aufs äußerste erschöpft, nachdem sie Nacht für Nacht ihren Marsch fortgesetzt und tagsüber nur selten die Augen geschlossen hatten.

Am frühen Morgen wurde Peter von O'Brien geweckt, welcher die ganze Nacht gewacht hatte.

Der strengen Kälte war ein kaum weniger unangenehmes Tauwetter gefolgt und in dichtem, feuchten Nebel kehrten unsre Flüchtlinge wieder nach dem Wäldchen zurück, da sie sich bei Tag in der Scheuer nicht für sicher hielten, welche sie erst mit Einbruch der Nacht wieder aufzusuchen wagten. Diesmal aber bestand Peter darauf, daß O'Brien sich ebenfalls schlafen lege.

„Nur auf eine oder zwei Stunden," bat Peter, als O'Brien sich weigerte. „Dann will ich dich wecken und du magst die Wache wieder übernehmen."

Da ließ sich denn O'Brien endlich bewegen und in wenigen Minuten begann er so kräftig zu schnarchen, daß Peter fürchtete, es könne jemand dadurch herbeigelockt werden. Er stand daher öfters auf und trat vor die Thür hinaus, um umherzuspähen. Im übrigen überließ er O'Brien seinem gesunden Schlafe und weckte ihn erst, als der Morgen dämmerte.

„Ich glaube gar, ich habe die ganze Nacht hindurch geschlafen," rief O'Brien aufspringend.

„Ja, das hast du," entgegnete Peter, „und ich danke dem Himmel dafür. Es war die höchste Zeit, daß du von deinen Strapazen einmal ausruhtest, denn was sollte aus mir werden, wenn du krank würdest?"

„Gut," sagte O'Brien, der dies einsah, „aber nun bin ich für die ganze nächste Woche ausgeschlafen."

Beide kehrten nach dem Walde zurück, wo sie den Tag über blieben. In der Nacht aber brachen sie auf, um weiter zu wandern, denn O'Brien war bereits in allen Wirtshäusern des Dorfes gewesen und trotz seiner Gendarmenuniform hätten seine ferneren Einkäufe auffällig erscheinen müssen.

Eine Stunde vor Tagesanbruch erreichten sie wieder ein nahe an der Landstraße gelegenes Wäldchen, welches von einem ziemlich breiten Graben umgeben war. Etwa eine Viertelstunde davon befand sich ein Dorf.

„Hier werden wir eine Woche bleiben müssen," bemerkte O'Brien, „und vor allen Dingen will ich in das Dorf gehen, um uns mit Mundvorräten zu versorgen."

Mit Hilfe der vier Stelzen bildete O'Brien eine Brücke über den Graben, daß Peter hinübergelangen konnte und wandte sich dann, das Gewehr auf der Schulter, dem Dorfe zu. Peter mußte im Wäldchen zwei lange und bange Stunden auf seine Rückkehr warten, dafür war aber auch die Ausbeute um so reicher ausgefallen, denn O'Brien brachte Würste, geräuchertes Fleisch, eine halbe gebratene Gans, ein großes Stück von einer Pastete, mehrere Laibe

Brot und auch einige Flaschen Branntwein zur Stärkung gegen Kälte und Müdigkeit mit.

„Das reicht für eine Woche," triumphierte O'Brien, „hier habe ich aber noch etwas, das uns nicht minder nötig ist, als essen und trinken."

Mit diesen Worten wickelte er zwei große, dicke Pferdedecken auseinander.

„Vortrefflich!" rief Peter, „die Decken werden uns herrliche Dienste gegen die Kälte leisten, von der wir so viel auszustehen hatten."

„Ich habe alles ehrlich bezahlt," fuhr O'Brien fort. „Unser Geld hat dadurch allerdings stark abgenommen, aber wir werden uns nun bald selbst welches verdienen."

„Wie denn?" fragte Peter.

„Das wirst du schon sehen," erwiderte O'Brien, „vorläufig wollen wir uns ein wenig stärken."

Beide bereiteten sich nun ein behagliches Obdach, indem sie Zweige zusammenflochten, Laub in der Sonne trockneten und von demselben ein Lager bereiteten, über welches eine der Pferdedecken gebreitet wurde, während die andre zum Zudecken diente. Dann sprachen sie tüchtig ihren Mundvorräten zu, und da sie sich dazu auch noch eines warmen Unterkommens erfreuten, so fühlten sie sich höchst glücklich und schliefen abends sehr zufrieden ein.

Am andern Morgen wurde Peter zeitig von seinem Gefährten geweckt.

„Ehe wir frühstücken, Peter, wollen wir uns ein wenig üben," sagte O'Brien.

„Ueben?" wiederholte Peter verwundert. „Was meinst du damit?"

„Wir müssen uns auf den Stelzen versuchen, und ich hoffe, daß wir es in einer Woche so weit gebracht haben, um darauf tanzen zu können. Denn wir müssen auf den Stelzen aus Frankreich hinausmarschieren."

O'Brien nahm die Stelzen, die dem Mann gehört hatten, und gab Peter die des Mädchens. Beide lehnten sich mit dem Rücken gegen einen Baum, schnürten die an den Stelzen befestigten Riemen um ihre Füße und arbeiteten sich empor. Als sie glücklich oben standen, den Baum als

Rückhalt, versuchten sie zu laufen. Aber schon nach den ersten zwei Schritten lagen alle beide der Länge nach am Boden, wobei sich Peter eine blutige Nase geholt hatte. Sie lachten über ihr Ungeschick, richteten sich wieder empor und begannen ihre Uebung von neuem, denn Ausdauer führt zum Ziele. Obwohl sie noch sehr oft umfielen, ging es doch nach und nach immer besser. Nach dem Frühstück nahmen sie ihre Uebung wieder auf und setzten dieselbe den ganzen Tag fort, bis es Zeit zum Mittagessen war. Da schnallten sie die Stelzen ab, griffen zu ihren Mundvorräten und hüllten sich endlich in ihre Pferdedecken, um nach der Arbeit des Tages in festen Schlaf zu fallen.

Neuntes Kapitel.

Fünf Tage lang kamen sie fast nicht von ihren Stelzen herab und infolge dieser unausgesetzten Uebung erlangten sie eine solche Fertigkeit, daß sie auf den Stelzen tanzen konnten. Der sechste Tag ward zu einer Generalprobe bestimmt, denn sie zogen nun die Kostüme der erfrorenen Stelzenbesitzer dazu an.

In dieser Verkleidung, in welcher Peter als O'Briens Schwester gelten sollte, machten sie sich endlich auf den Weg, überschritten auf ihren Stelzen ohne Mühe den breiten Graben vor dem Wäldchen und stolzierten herzhaft die große Straße nach Mecheln dahin. Sie begegneten vielen Leuten und sogar einigen Gendarmen, niemand aber hielt sie an, höchstens schaute man ihnen lachend nach. So oft sie in ein Dorf kamen, begannen sie einen Tanz und dann sammelten sie unter der schaulustigen Menge ein. Im Wirtshause stärkten sie sich für die Weiterreise und auf die neugierigen Fragen der Leute, woher sie kämen u. s. w. wußte O'Brien stets eine unverdächtige Auskunft zu geben. Da sie durch ihre Kunstproduktionen unterwegs viel Aufenthalt hatten, so brauchten sie volle acht Tage, ehe sie Mecheln erreichten. Unbehelligt von der Wache, passierten sie das Thor, und als sie sich auf dem Marktplatze sahen, machten sie einem

großen Gasthofe gegenüber Halt und führten einen Walzer auf, den sie sich eingeübt hatten. Eine Menge Leute groß und klein umstanden die Künstler und die Fenster des Gasthofes füllten sich mit Köpfen. Nach Beendigung des Tanzes schritt Peter auf seinen Stelzen und mit O'Briens Mütze in der Hand auch auf den Gasthof zu, um einzusammeln. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er in dem Herrn, welcher zu dem Parterrefenster herausschaute, den Obersten O'Brien erkannte, der ihm gerade ins Gesicht sah. Auch Celeste war bei ihm. Sie sprang ins Zimmer zurück, hielt die Hände vor die Augen und rief: „Er ist es, Vater! Es ist Peter!"

Beinahe wäre Peter vor Ueberraschung umgefallen, doch befand sich O'Brien noch im rechten Augenblicke an seiner Seite um ihn zu halten.

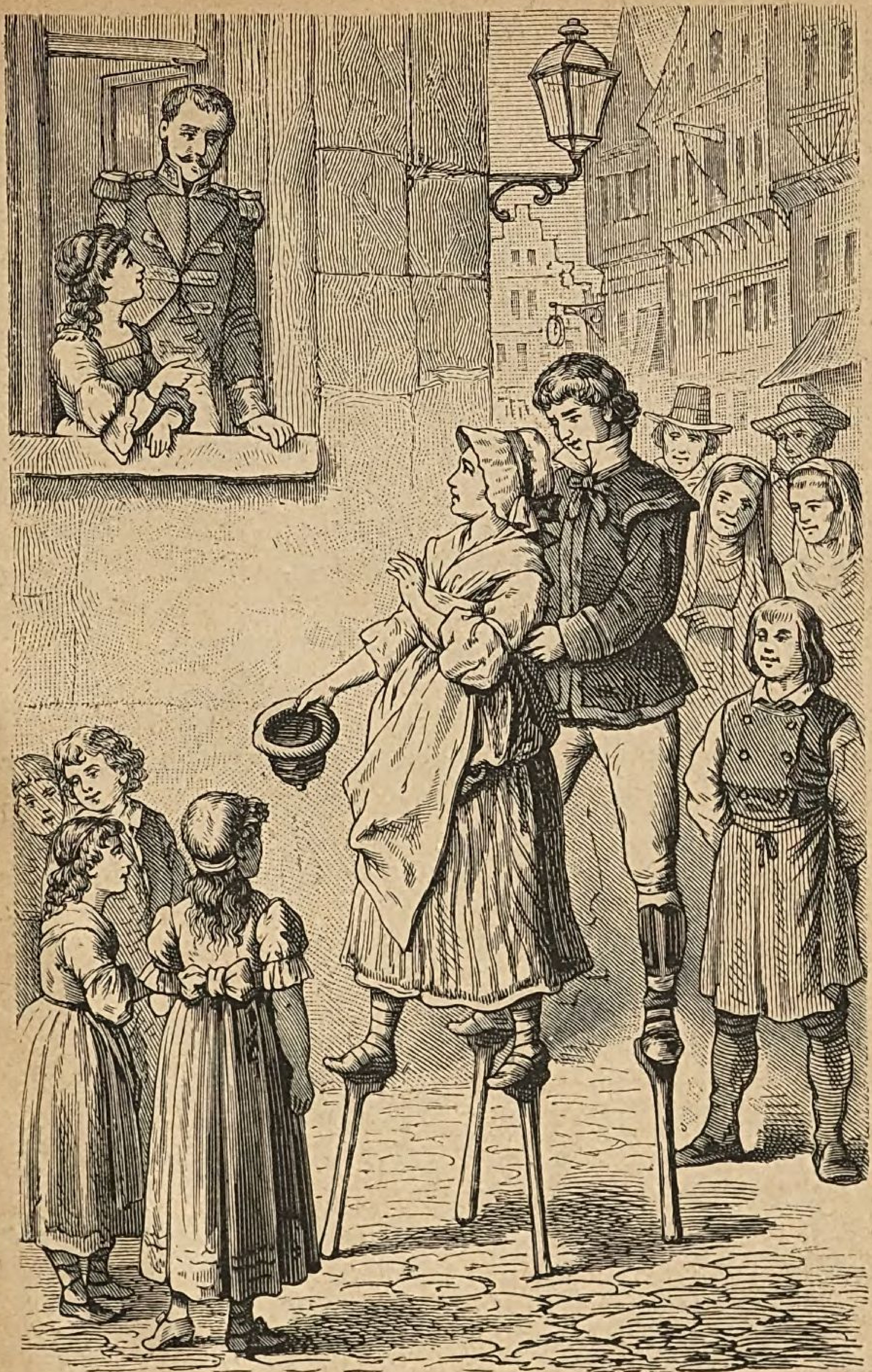
„Laß dir nichts merken," beschwor ihn O'Brien leise, welcher den Oberst und sein Töchterchen ebenfalls erkannt hatte, „das umherstehende Volk könnte es sonst auffällig finden. Geh' herum und sammle Geld ein, sonst sind wir verloren."

Peter wandte sich an die Menge und nahm Kupfermünzen in Empfang. Als er damit fertig war, fragte er O'Brien, was er nun thun solle.

„Geh' wieder ans Fenster — wir wollen sehen, was geschieht," flüsterte O'Brien.

Peter kehrte wieder an das Fenster zurück. Der Oberst hatte sich entfernt, aber Celeste stand da, als ob sie Peter erwartete. Er hielt ihr die Mütze hin und sie ließ etwas hineinfallen, daß die Kappe von der Schwere des Gewichts herabgezogen wurde. Peter nahm eine strotzende Börse heraus, die er rasch in seinen Kleidern verbarg, und beobachtete, wie Celeste sich vom Fenster in das Innere des Zimmers zurückzog, an der Thüre sich noch einmal umwandte und mit einem freundlichen Winken der Hand verschwand.

Peter war fast betäubt und mußte von O'Brien erst wieder zur Besinnung gebracht werden. Endlich verließen sie den Marktplatz, um ein kleines Wirtshaus aufzusuchen und den Inhalt der Börse zu zählen, der sich auf 50 Napoleons belief.



Eine Menge Leute groß und klein umstanden die Künstler und die Fenster des Gasthofs füllten sich mit Köpfen. (S. 52.)

„Gewiß hat Celeste die Börse von ihrem Vater erhalten,“ sagte Peter, dem Thränen freudiger Rührung im Auge schimmerten.

„Er ist ein wackerer Mann,“ rief O'Brien. „Aber wir können ihm jetzt nicht danken und müssen überhaupt seine Begegnung vermeiden, weil ihn dies mit seiner Pflicht als französischer Offizier in Widerspruch bringen würde. Wie ich vorhin vom Wirte erfuhr, ist er zum Kommandanten der Festung Bergen-op-Zoom ernannt worden und eben auf der Reise dorthin begriffen.“

Am nächsten Morgen kaufte O'Brien eine Männer- und eine Frauenkleidung, wie sie in der Gegend vom Landvolke getragen wurden; dann nahmen beide ihre Wanderung wieder auf, legten in einem Gehölze ihre bisherige Tracht samt den Stelzen ab und zogen die Bauernkleidung an.

Nach mehreren Tagen erreichten sie Vließingen.

„Jetzt, Peter, kann uns der Brief zu statten kommen, welchen mir jene Wirtin, die dich befreien wollte, an ihre Schwester in Vließingen mitgegeben hat,“ sagte O'Brien, indem er das Schreiben aus seiner Tasche zog und die Adresse las. Das Haus war bald gefunden und in der kleinen Gaststube trat ihnen die Wirtin entgegen, um nach ihrem Begehr zu fragen.

„Lesen Sie diese Zeilen von Ihrer Schwester,“ antwortete O'Brien, ihr den Brief einhändigend.

Die Wirtin las ihn und winkte dann den Ankömmlingen in ein Nebenzimmer.

„Ich will gern alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht,“ wendete sie sich an O'Brien. „Meine Schwester würde mir nicht so dringend geschrieben haben, wenn sie nicht gute Gründe dazu hätte, und wir lieben einander so innig, daß eine für die andre durchs Feuer gehen würde. Daher steht Ihnen mein Haus zu Diensten und jede Bequemlichkeit, die ich Ihnen nur zu verschaffen im stande bin. Sind Sie damit zufrieden?“

„Leider muß ich nein sagen,“ versetzte O'Brien. „Die Gefälligkeit, die ich von Ihnen verlange, besteht darin, daß Sie uns über das Wasser helfen; nämlich mir und meiner

Begleiterin. Wir sind nicht, was wir scheinen. Wir sind Engländer und auf der Flucht begriffen."

„Mein Gott!" rief die Wirtin bestürzt. „Das ist eine böse Geschichte, da muß ich meinen Mann holen."

Sie ging und kehrte gleich darauf mit einem stämmigen Lotsen wieder.

„Hier ist mein Mann," sagte sie, „ich habe ihm Ihre Absichten schon mitgeteilt."

„Nun," redete O'Brien den unschlüssig dastehenden Lotsen an. „Wollen Sie uns helfen? Wenn Sie uns an die englische Küste übersetzen oder uns an Bord eines englischen Kriegsschiffes bringen, so erhalten Sie 100 Napoleons. Ich will diese Summe sogar noch um 20 Napoleons erhöhen, wenn Sie uns heute schon forthelfen können."

O'Brien legte die ganze Summe auf den Tisch, nahm 20 Goldstücke davon weg und reichte sie dem Lotsen mit den Worten:

„Da haben Sie etwas zum voraus, als Beweis meiner Ehrlichkeit, und nun sagen Sie, ob der Handel abgeschlossen ist oder nicht."

„Topp!" rief der Lotse, schmunzelnd das Geld einstreichend, „die Sache ist abgemacht. Heute noch treten wir die Fahrt an, denn lange würde ich Sie doch nicht in meinem Hause verbergen können."

O'Brien und Peter atmeten auf. Aber sie mußten warten, bis es dunkel wurde. Der Lotse versah beide mit Matrosenkleidung, welche sie anziehen mußten, um für seine Gehilfen zu gelten. Sie nahmen Abschied von der Wirtin und folgten deren Manne durch einige Gassen.

„Soll's schon wieder zur See gehen?" fragte die Thorwache, die den Lotsen gut kannte. „Ihr habt Euch gewiß mit Eurer Frau gezankt."

Die Soldaten brachen in ein lautes Gelächter aus und ließen alle drei passieren. Glücklich erreichten diese den Strand, sprangen in das dortliegende kleine Boot und ruderten nach dem Lotsenschiffe hinüber. In wenigen Minuten waren die Anker gelichtet; vom Winde begünstigt, glitt das Fahrzeug über die Schelde und erreichte die offene

See. Als hell der Morgen hereinbrach, ward ein englischer Kutter sichtbar. Der Lotse steuerte auf denselben zu und bald befanden sich O'Brien und Peter am Bord des Kriegsfahrzeugs, auf dem die englische Flagge wehte. Der Lotse nahm sein Geld in Empfang und verabschiedete sich unter Segenswünschen von den glücklich entkommenen Gefangenen, welche nun ihrer lange und schmerzlich entbehrten Heimat entgegen segelten.

Zehntes Kapitel.

Wenige Tage später lag Peter in den Armen seiner Eltern und Geschwister, und der Leser mag sich die freudige Szene des Wiedersehens selbst ausmalen. Peter wurde fast nicht fertig, die vielen Abenteuer und Gefahren zu erzählen, die er bestanden hatte, und vergaß natürlich nicht, dabei O'Briens zu gedenken, der sich an ihm als ein wahrer und echter Freund bewährt hatte.

Gleich nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus schrieb Peter an Oberst O'Brien und Celeste, dankte beiden für ihre Güte und Freundlichkeit und erstattete die Summe zurück, die er als Stelzenkünstler von Celeste empfangen und selbstverständlich nur als ein Darlehen betrachtet hatte.

Trotz aller Stürme und und Gefahren, welche er auf seinem ersten Ausfluge in die weite Welt erleben mußte, war er doch fest entschlossen, dem Seemannsberufe treu zu bleiben. Als er in der Zeitung las, daß Kapitän Savage mit der „Diomede" von einer längeren Reise zurückgekehrt sei, begab er sich nach Portsmouth, wo er im Gasthaus zum „Blauen Pfosten" mit O'Brien zusammentraf. Beide suchten nun den Kapitän Savage auf, der sie herzlich bewillkommnete und ihnen über ihre glücklich bewerkstelligte Flucht aus Frankreich viele Lobsprüche erteilte.

Kapitän Savage erhielt das Kommando einer großen Fregatte, und da er sich seine Offiziere selbst wählen konnte, so stellte er O'Brien als zweiten Leutnant an, während Peter als Midshipman unter O'Briens unmittelbaren Befehl trat. Bei den kriegerischen Unternehmungen, zu denen die Fregatte

ausgesandt wurde, fanden beide vielfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und so konnte es nicht fehlen, daß sie ihren Verdiensten gemäß befördert wurden. Nach Verlauf mehrerer Jahre ward O'Brien zum Kapitän einer Brigg und Peter zum Leutnant auf derselben ernannt.

Die Brigg war unmittelbar vor O'Briens Anstellung vom Stapel gelaufen, führte den vielversprechenden Namen die „Seeschlange" und erwies sich in der Folge als eine schnelle Seglerin. Ihre erste Reise ging nach Westindien und zu Barbados traf sie der Befehl, vor der den Franzosen gehörenden Insel Martinique zu kreuzen und die Zufuhren für die dort befindliche französische Garnison abzuschneiden.

Bald eröffnete sich denn auch für O'Brien eine günstige Aussicht, als Kommandeur seines eigenen Schiffs die ersten Lorbeeren zu verdienen. Durch den Kapitän eines amerikanischen Kauffahrers, dem die „Seeschlange" begegnete, erfuhr O'Brien, daß im Hafen von Martinique ein feindliches Kaperschiff läge.

Er beschloß zunächst drei Boote auf Kundschaft auszusenden, und über eines derselben erhielt Peter das Kommando. Sobald die Nacht eingebrochen war, segelte die „Seeschlange" langsam der Insel zu, legte in vorsichtiger Entfernung bei und setzte ihre wohlbemannten Boote aus. Die Ruder bewegten sich durch das Wasser; aber die Nacht war so stockpechfinster, daß die Führer der Boote sich bald in gänzlicher Ungewißheit befanden, ob sie dem Hafen bereits nahe waren. Peter war schon zur Umkehr geneigt, da er fürchten mußte, in die Nähe der am Lande errichteten Batterieen zu geraten, als plötzlich Lichter auftauchten. Es unterlag keinem Zweifel, daß man sich vor der Stadt befand, und jetzt entdeckte man auch, nur eine Kabellänge von den Booten entfernt, das Kaperschiff, auf welches es abgesehen war. Jener amerikanische Schiffskapitän, dem man die Mitteilung von der Anwesenheit des Kapers verdankte, hatte erzählt, daß die Offiziere desselben die Nächte in lustigen Trinkgelagen am Ufer verbrächten, aber O'Brien traute seiner Aufrichtigkeit nicht recht, weil es schon oft vorgekommen war, daß die Amerikaner den Engländern

hinterlistige Fallen gestellt hatten. O'Brien hatte daher seiner Mannschaft die äußerste Vorsicht empfohlen und, dessen eingedenk, wollte Peter den Booten soeben den Befehl geben, sich zurückzuziehen. Allein es war schon zu spät, denn das vorderste der Boote hatte in dem Augenblicke an der Seite des Kapers angelegt und bereits kletterten die Verwegensten der Bemannung an den Schiffsseiten empor. Im Nu flogen an Bord des überraschten Kapers Lichter umher und ein Dutzend Musketen wurden abgefeuert, daß Petern keine andre Wahl übrig blieb, als seinen Kameraden zu folgen. Es zeigte sich bald, daß der Amerikaner in der That gelogen hatte; die Offiziere des feindlichen Schiffs befanden sich sämtlich auf ihren Posten und das Verdeck wimmelte voll Mannschaften. Jetzt entspann sich eine Szene der wildesten Verwirrung. Alle Versuche der Angreifenden, an Bord des Kapers zu gelangen, blieben erfolglos, überall wurden sie von Piken, Pistolen- oder Musketenkugeln zurückgetrieben und dazwischen krachte dann und wann ein Kanonenschuß. So tapfer die Engländer fochten, so befanden sie sich doch in zu entschiedenem Nachteile, um auf den Sieg hoffen zu dürfen; ihre Boote füllten sich mit Toten und Verwundeten und endlich mußten sie den Rückzug antreten. Die Franzosen erhoben ein zeterndes Jubelgeschrei und schickten den Abziehenden zahlreiche Musketenkugeln nach, während zugleich die Hafenbatterieen ihre Geschütze abfeuerten, obgleich diese in der Finsternis ihr Ziel verfehlten.

„Das ist kein guter Anfang für unsern Kapitän," äußerte zu Peter der Bootsmann Swinburne, ein alter, erprobter Seemann, „wir haben Leute verloren und keine Beute gemacht. Was wird der Admiral dazu sagen?"

„Wir müssen auf besseres Glück hoffen," entgegnete Peter. „Aber was ist das dort vor uns? Ein Schiff unter Segel! Es kann unmöglich die ‚Seeschlange' sein."

Swinburne richtete sich auf und spähete längere Zeit nach dem dunklen Gegenstande.

„Es ist ein Franzmann," rief er endlich. „Jetzt brauchen wir nicht mit leeren Händen zurückzukehren und es kann noch alles gut werden."

„Vorwärts!“ rief Peter den andern Booten zu. „Drauf losgerudert, ihr Leute!“

Fast geräuschlos glitten die drei Boote auf das Schiff zu. Die Mannschaft desselben befand sich zwar auf Deck, schaute aber nach den feuernden Batterieen aus, und da die Boote sich von der entgegengesetzten Seite nahten, so wurden sie erst bemerkt, als es zur Gegenwehr zu spät war. In wenigen Minuten waren die Engländer an der Schiffswand emporgeklettert und hatten, fast ohne Widerstand zu finden, von dem Fahrzeuge Besitz genommen, das nun sofort aus dem Hafen hinausgesteuert wurde.

Nachdem sich die erste Verwirrung der Franzosen etwas gelegt hatte, wünschte einer derselben den kommandierenden englischen Offizier zu sprechen. Peter ließ ihn vor sich. Es war ein Herr in Zivil, der sich für einen Reisenden ausgab. Das Schiff käme von Bordeaux, erklärte er, und habe einige Damen an Bord, welche sich in der Kajütte befänden. Sie seien im Begriff, zu ihren Familien auf Martinique zurückzukehren, und man hoffe, daß sie ans Land gesetzt werden würden, da Damen nicht als Kriegsgefangene betrachtet zu werden pflegten.

Peter wußte, daß er nur in O'Briens Sinne handelte, wenn er diesem billigen Verlangen entgegenkam, und gestattete nicht nur den Damen, sondern auch den übrigen Reisenden, welche nicht zur Schiffsmannschaft gehörten, ans Land zu gehen und ihr Gepäck mitzunehmen.

Der Franzose dankte in seinem eignen wie in aller Mitreisenden Namen und begab sich wieder in die Kajütte hinab. Peter ließ zwei zu dem erbeuteten Schiffe gehörige Boote mit der erforderlichen Zahl französischer Matrosen bemannen, um die Reisenden sicher ans Land zu bringen. Ehe die letzteren alle ihre Vorbereitungen getroffen hatten, war der Tag angebrochen; man sah die „Seeschlange“ in einer Entfernung von sieben Meilen auf offener See und befand sich außer dem Bereiche der feindlichen Batterieen. Endlich erschienen die Damen und die übrigen Passagiere auf Deck und kamen auf Peter zu, um ihm zu danken. Wer beschreibt aber Peters freudiges Erstaunen, als er in

der einen derselben Celeste erkannte, die inzwischen zu einer lieblichen Jungfrau erblüht war!

„Celeste!“ rief er. „Sind Sie es wirklich? Ja, Sie sind Celeste O'Brien!“

„Das ist mein Name,“ versetzte sie, den englischen Offizier mit großen Augen anschauend, ohne ihn jedoch zu erkennen, denn sein Gesicht war noch vom Pulverdampfe geschwärzt.

„Haben Sie Peter Simpel vergessen?“

„Nein! ich habe ihn nicht vergessen und jetzt erkenne ich Sie auch wieder. Seien Sie herzlich gegrüßt!“ rief Celeste und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Wie glücklich schätze ich mich, Ihnen einen kleinen Dienst erweisen zu können,“ sagte Peter. „Wie geht es dem Oberst, Ihrem Vater, und wo befindet er sich gegenwärtig?“

„Dort!“ versetzte Celeste, auf die Insel deutend. „Er ist jetzt General und führt den Oberbefehl über die Truppen in Martinique. Und wo ist Herr O'Brien, Ihr Freund?“

„Dort!“ antwortete Peter, nach der „Seeschlange“ weisend, „er kommandirt jenes Kriegsschiff, auf welchem ich Leutnant bin.“

Celeste erzählte dann, daß sich ihr Vater bereits seit drei Jahren in Martinique befinde, sie aber zur Vollendung ihrer Erziehung in Frankreich zurückgelassen habe. Jetzt sei sie im Begriff, zu ihm zurückzukehren, um sich nie wieder von ihm zu trennen. Die andern Damen auf dem Schiffe waren Frauen und Töchter von Offizieren der Inselgarnison und unter den Herren befanden sich einige französische Offiziere. Das letztere vertraute Celeste Peter unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, und da die Offiziere keine Uniformen trugen, so war dieser nicht verpflichtet, sich weiter darum zu kümmern.

Die Boote standen zur Abfahrt bereit und nur noch wenige Worte konnte Peter mit Celeste wechseln. Er dankte ihr noch einmal für die Börse, welche er als Stelzentänzerin von ihr erhalten hatte, und trug ihr viele herzliche Grüße an ihren Vater auf; dann half er ihr ins Boot.

„Ich hätte wohl eine Bitte auf dem Herzen,“ sagte Celeste, als beide Abschied nahmen, „aber ich weiß nicht, ob ich dazu berechtigt bin.“

„Sprechen Sie, Celeste.“

„Sie haben einem Teile der gefangenen Mannschaft die Freiheit gegeben, indem Sie ihr gestatten, uns ans Land zu rudern. Die Zurückbleibenden fühlen sich nun um so unglücklicher. Könnten Sie nicht alle ziehen lassen?“

„Um Ihretwillen will ich es thun, Celeste,“ gab Peter zur Antwort und das junge Mädchen drückte ihm mit dankbarer Rührung die Hand, worauf beide voneinander schieden.

Die beiden Boote fuhren ab, die Reisenden winkten mit ihren Taschentüchern und in einem dritten Boote folgte bald auch der Rest der freigegebenen französischen Mannschaft.

Peter segelte nun mit seinem erbeuteten Schiffe, welches vierzehn Kanonen führte, der „Seeschlange“ entgegen. Er wußte, daß O'Brien ihm wegen der Freigebung der französischen Mannschaft nicht zürnen würde, wenn er hörte, daß Celeste für dieselbe gebeten hatte.

Als die Brigg erreicht war, eilte Peter an Bord, um O'Brien ausführlichen Bericht zu erstatten. Dieser war über das unerwartete Zusammentreffen mit Celeste nicht wenig überrascht und billigte Peters Verhalten gegen die Gefangenen vollständig.

„Daß du das Schiff nahmst, Peter, nachdem uns der Kaper entging, ist ein großes Glück für mich,“ fügte O'Brien hinzu; „ich will nun eine Depesche an den Admiral ablassen, dem die Prise mit den vierzehn Kanonen nicht wenig imponieren wird. Ende gut! alles gut!“

Elftes Kapitel.

Die nächste Fahrt der „Seeschlange“ ging nach der Küste von Guinea und dem Golfe von Mexiko, zwischen welchen die Brigg drei Monate hin- und herkreuzte, ohne auf ein feindliches Schiff zu stoßen. Dennoch erwarb sich

O'Brien um die Sicherheit des englischen Handelsverkehrs in diesen Gewässern große Verdienste, und ehe er die Station verließ, erhielt er von den dortigen Kaufleuten ein Danksagungsschreiben und ein sehr wertvolles Geschenk. Auf dem Wege nach Barbados kamen der Brigg eines Tages sechs Schiffe in Sicht, von denen drei als französische Kaper, die andern drei als englische Westindienfahrer erkannt wurden, welche von den Kapern genommen worden waren. Die „Seeschlange" setzte nun alle Segel bei und die Kaper, welche die Beute nicht aufgeben wollten, ließen das englische Schiff herankommen und entschlossen sich zum Kampfe, indem sie die dreifarbige Fahne aufzogen.

O'Brien berief alle seine Mannschaft auf Deck und redete sie folgendermaßen an:

„Ihr seht dort die französischen Schoner und bemerket auch, daß sie drei genommene Westindienfahrer mit sich führen. Die Schoner müssen wir schlagen, weil es unsre kriegerische Ehre fordert. Die Westindienfahrer müssen wir nehmen, weil sie englisches Eigentum sind. Also vorwärts!"

Die „Seeschlange" segelte nun auf die Franzosen los und gab ihnen rasch hintereinander sechs volle Ladungen, ehe jene zum Gefecht bereit waren. Als der Pulverdampf sich verzog, zeigte sich, daß einer der Schoner schwere Beschädigungen erlitten hatte. Die Franzosen erwiderten das Feuer herzhaft, vermochten aber nicht viel auszurichten, denn die schnellsegelnde „Seeschlange" wußte sich so gewandt zu drehen und zu wenden, daß die französischen Schiffe mit ihrem Feuer einander selbst gefährdeten, und dazu waren ihre Geschütze den vernichtenden Zweiunddreißigpfündern der englischen Brigg nicht gewachsen. Nach kurzem Kampfe suchten zwei der Schoner ihr Heil in der Flucht, während der dritte die Flagge strich und sich ergab. Die „Seeschlange" setzte Boote aus und Peter begab sich an Bord des Franzosen, der 16 Kanonen und 53 Mann zählte. Von den Gefangenen erfuhr Peter, daß der Schoner vor mehreren Monaten vor St. Pierre auf Martinique gelegen hatte und eines Nachts von mehreren englischen Booten angegriffen worden war, und es ergab sich nun, daß es dasselbe Schiff war, gegen welches Peter jenen mißglückten Ueberfall geleitet hatte.

Nachdem die Gefangenen im unteren Raume verwahrt worden waren, ließ Peter den übel zugerichteten Schoner mit Notmasten versehen und beeilte sich, der „Seeschlange“ zu folgen, welche nach und nach die drei Westindienfahrer einbrachte. Vierzehn Tage nach diesem siegreichen Gefechte langte O'Brien mit seinen Prisen in der Carlisle-Bai an, wo kurz vorher der Admiral eingetroffen war, der dem jungen Kapitän und seiner wackern Mannschaft das größte Lob spendete.

Die „Seeschlange“ blieb drei Wochen in der Bai und wurde dann wieder gegen die Insel Martinique geschickt, um dort zu kreuzen.

Eines Abends wurden in der Nähe der Insel zwei feindliche Schiffe sichtbar, welche um die sogenannte Negerspitze segelten.

„Peter,“ sagte O'Brien, „nach einer halben Stunde ist's dunkel. Wir müssen an die Schiffe heranzukommen suchen. Du magst den Oberbefehl führen,“ fügte er hinzu, „ich weiß, daß ich auf dich bauen kann und in dir einen zuverlässigen Offizier besitze. Dafür bist du aber auch aus meiner Schule hervorgegangen, Peter, und ich habe mein Versprechen gehalten und einen Mann aus dir gemacht.“

Peter versprach, sein Bestes zu thun, und als es finster war, fuhr er mit drei Booten ab und glitt dem Hafen von St. Pierre zu.

Es herrschte eine erstickende, beinahe unerklärliche Hitze; kein Lüftchen rührte sich, und obwohl keine Wolke am Himmel zu sehen war, breitete sich doch über die Sterne ein feiner Nebelschleier. Die Leute in den Booten warfen ihre Jacken ab, da sie nach kurzem Rudern bereits in Schweiß gebadet waren. Als man den Hafen erreichte, nahm der Dunst in der Atmosphäre zu und die Finsternis wurde noch dichter, so daß das Auge keine sechs Fuß vor sich hinsehen konnte.

„Diese Anzeichen gefallen mir nicht,“ äußerte Swinburne, der alte Bootsmann, welcher sich auch diesmal bei Peter befand, „wir thäten am besten, Herr Leutnant, wenn wir sobald wie möglich wieder an Bord der Brigg zurückkehrten, falls wir sie überhaupt finden; sie wird diese Nacht unsre Hände brauchen können.“

„Fürchten Sie einen Sturm, Swinburne?“

„Ich habe schon oft in diesen Breiten gekreuzt und kenne ihre Mucken,“ versetzte der Bootsmann. „Wir werden noch vor morgen einen Orkan haben, verlassen Sie sich darauf.“

„Ich gebe viel auf Ihre Erfahrung,“ antwortete Peter, „und wir wollen daher umkehren. Vielleicht erreichen wir die Brigg noch zur rechten Zeit.“

Die Boote wandten um und steuerten gegen die Brigg zurück, soweit sich in der schwarzen Finsternis die Richtung bestimmen ließ. Man hatte aber kaum zwei Minuten den Hafen im Rücken, als sich in der Luft ein dumpfes Stöhnen vernehmen ließ, bald hier, bald dort.

„Es kommt, Herr Leutnant!“ sagte Swinburne in sehr bedenklichem Tone. „Wer weiß, wer von uns noch den morgigen Tag erlebt. Sehen Sie! da!“

Peter blickte nach der bezeichneten Richtung und es war, als ob eine Art schwarzer Mauer auf das Boot zufegte. Das Stöhnen wuchs zu einem betäubenden Gebrüll an und brach mit einem Getöse, viel furchtbarer als der stärkste Donner, auf das Fahrzeug los. Die Fläche der See war noch ganz eben, aber mit kochendem Schaume bedeckt, daß es den Leuten im Boote erschien, als schwämmen sie auf Milch. Ein furchtbarer Windstoß erfaßte die Ruder und schleuderte die Mannschaft nach vorne, daß mehrere davon schwer verletzt wurden und das Boot sicher umgestürzt wäre, wenn sich die See bewegt hätte. Die Matrosen mußten sich auf dem Boden halten und das schreckliche Brüllen des Orkans verhinderte jede Mitteilung, daher man sich nur durch Gebärden zu verständigen vermochte. Die andern beiden Boote, welche leichter vor dem Sturme dahinflogen, waren spurlos verschwunden. Plötzlich hob sich die See wie durch eine unterirdische Zaubergewalt, und jetzt befand sich das Boot in einem Wogengetümmel, in welchem es bald hoch emporgeschleudert, bald in die aufgewühlte Tiefe hinabgestoßen ward. Da brach eine ungeheure Welle über dasselbe herein und im Augenblicke wurden alle durch einen furchtbaren Stoß von ihren Sitzen geschleudert, wobei Swinburne über Peters Kopf hinwegflog. Das Boot war in tausend Stücke zerschellt und seine bisherigen Insassen kämpften mit

den tobenden Wellen um ihr Leben, bis eine furchtbare Woge Alle an die Felsen schleuderte, dem einen Tod, dem andern Rettung bringend. Peter gehörte zu den Glücklicheren, obwohl er so hoch hinaufgeworfen wurde, daß ihm zwei Rippen brachen. Auch Swinburne entging mit noch acht andern dem Tode, welche aber beinahe alle mehr oder minder bedeutende Quetschungen erlitten. Swinburne war der einzige, welcher wie durch ein Wunder unbeschädigt davonkam. Die übrigen neun Mann, welche noch zu dem Boote gehört hatten, wurden am nächsten Morgen als schrecklich verstümmelte Leichen gefunden.

Peter schickte ein Dankgebet für seine Rettung zum Himmel, während ihn noch immer der Orkan umheulte und die Wellen über ihn hinspritzten. Am Ufer emporkletternd, traf er auf Swinburne, der seine Hand faßte und fest in der seinigen hielt. Bald waren beide gezwungen, vor den wachsenden Wogen noch höher emporzukriechen.

Den Mund dicht an Swinburnes Ohr legend, rief Peter: „Was wird aus O'Brien geworden sein?"

Der Bootsmann schüttelte kummervoll den Kopf und blickte in die hohe See hinaus, während Peter für die Rettung seines geliebten Freundes und die auf der Brigg befindliche Mannschaft betete.

Nach etwa drei Stunden ließ die Gewalt des Sturmes nach, obschon er noch immer heftig genug tobte; der Himmel klärte sich, die Sterne funkelten wieder und die Aussicht ward frei.

„Jetzt bricht sich das Unwetter," sagte Swinburne, „nachdem es mit dem Unheil zufrieden ist, das es angerichtet hat."

„Was meinen Sie, Swinburne, wie mag es wohl der armen „Seeschlange" ergangen sein?" fragte Peter.

„Das hängt davon ab, ob sie sich von dem Orkane hat unvorbereitet überraschen lassen, oder nicht," antwortete Swinburne. „Kapitän O'Brien ist ein so guter Seemann, als nur je einer über eine Schiffsplanke ging, aber die schnellen Segler füllen sich leicht mit Wasser. Wir wollen indessen das Beste hoffen."

Mit bangen Gefühlen sahen beide dem Tage entgegen, der um so länger auszubleiben schien, je ungeduldiger sie

ihn erwarteten. Endlich dämmerte es und unsre Schiffbrüchigen ließen ihre Blicke nach allen Richtungen über die See schweifen, ohne jedoch eine Spur von der Brigg entdecken zu können. Die Sonne ging auf, alles schimmerte in ihrem klaren Lichte; die See war noch immer sehr unruhig, aber der Wind legte sich.

„Gott sei gelobt!“ rief Swinburne, die Augen nach der Küste richtend, „die Brigg ist wenigstens noch über Wasser.“

Peter bemerkte jetzt ebenfalls das Schiff, welches er in einer andern Richtung gesucht hatte, wie es etwa zwei Meilen vom Ufer ohne Takelwerk von den Wellen hin und her gestoßen wurde.

„Sie wird entweder ans Land geworfen werden oder muß an der Spitze vorbeizukommen suchen,“ äußerte Peter. „Im ersteren Falle ist, wenn es nicht ans Leben geht, O'Brien mit der Mannschaft gefangen, wie wir es binnen kurzem auch sein werden.“

„Wenn die Brigg noch einige Segelfetzen aufzusetzen hat,“ erwiderte Swinburne, „so kann sie um die Spitze herumkommen.“

Die übrigen Geretteten fanden sich jetzt ebenfalls ein, drückten Peter und dem Bootsmann die Hände und zeigten ihnen dann die verstümmelten Leichen der umgekommenen Gefährten, welche auf Peters Anordnung weiter heraufgebracht und nebeneinander gelegt wurden.

Aller Aufmerksamkeit richtete sich dann wieder auf die Brigg und bald konnte man gewahren, daß ein Notmast aufgerichtet und ein Segel aufgehißt wurde.

Eine halbe Stunde lang wurde die Brigg mit ängstlicher Spannung beobachtet, wie sie sich der Spitze näherte, mit den Wellen kämpfte, bald sich von den Felsen zu entfernen, bald gegen dieselben anrennen zu wollen schien. Plötzlich kam sie an der andern Seite des äußersten Felsen vorbei und verschwand.

„Hurra!“ rief Swinburne, seinen Hut schwenkend, „sie hat die Spitze glücklich umsegelt und ist geborgen!“

„Gott sei gepriesen!“ sagte Peter und faltete die Hände zu einem innigen Dankgebet.

Zwölftes Kapitel.

Nachdem man die Brigg in Sicherheit wußte, wandten sich die Blicke der Küste zu, um nach den Spuren der andern beiden Boote zu forschen, aber vergebens. Das Ufer war mit zahllosen Trümmern und Bruchstücken besät und die Stadt, welche etwa drei englische Meilen entfernt war, mochte wohl auch beträchtlichen Schaden gelitten haben. Unsren Schiffbrüchigen blieb keine andre Wahl, als nach St. Pierre zu gehen und sich als Gefangene auszuliefern. Nachdem sie den Verwundeten, welche nicht gehen konnten, das Versprechen gegeben hatten, ihnen Hilfe zu schicken, machten sie sich auf den Weg. Als sie die Felsen hinaufgeklettert waren und das Binnenland übersehen konnten, bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick dar. In allen Richtungen lagen mit der Wurzel ausgerissene Bäume und tote Tiere umher; da und dort standen die Ueberreste von Häusern, deren fehlende Teile der Orkan meilenweit fortgefegt hatte. Nichts war verschont geblieben, was nicht aus ganz festen Mauern bestand. Eine Reihe von Negerhütten war dem Erdboden gleich und die armen Schwarzen suchten unter den Trümmern nach ihrer Habe, während Mütter über die Leichen ihrer kleinen Kinder wehklagten. Niemand achtete auf die Engländer, welche ihren Weg fortsetzten und eine Meile weiter innen zu ihrer großen Freude auf ihre Kameraden von den andern beiden Booten stießen. Sie waren sämtlich mit ziemlich heiler Haut davongekommen, da ihre leichten Boote aufs Trockene geworfen wurden, und schloßen sich Peter und den übrigen an. Ueberall herrschte Verwüstung und Jammer und in der Stadt nahmen die Szenen des Schreckens noch zu. Unter drei Häusern war durchschnittlich nur eins verschont geblieben, das Ufer war mit Leichen und Schiffstrümmern bedeckt und zerbrochene Masten staken mehrere Fuß tief im Sande. Soldatenabteilungen beschäftigten sich mit dem Fortschaffen der Toten und mit der Bergung der wenigen Gegenstände von Wert, die noch erhalten waren. Niemand hielt in der Stadt die Engländer an oder schenkte ihnen auch nur einen Blick der Beachtung.

In einigen Straßen grub man Verschüttete aus, deren Geschrei und Wehklagen aus den Trümmern hervordrang. Das Jammern der Verwandten, das Geächze der Verwundeten, die Zurufe der französischen Soldaten, welche unter dem Befehle berittener Adjutanten am Rettungswerke arbeiteten, und das Gewühl der schreienden Zuschauer bot ein Bild grauenhafter Verwirrung.

Peter ging auf einen der Adjutanten zu und sagte in französischer Sprache, daß er sich ihm als Gefangener stelle.

„Wir haben jetzt keine Zeit, Gefangene zu machen,“ antwortete der Offizier. „Die Pflicht der Menschlichkeit geht allem andern vor. Hunderte liegen unter den Ruinen, und wir müssen versuchen, wen wir retten können.“

„Würden Sie vielleicht gestatten, daß meine Leute Ihnen Beistand leisten?“ fragte Peter. „Es sind sämtlich kräftige Bursche.“

„Mein Herr,“ versetzte der Offizier, seinen Hut ziehend, „ich nehme Ihr Anerbieten an und danke Ihnen im Namen meiner unglücklichen Landsleute.“

„So zeigen Sie uns, wo unsre Hilfe am nötigsten ist,“ bat Peter.

„Dort in jenem Hause, dessen Arbeitslokale eingestürzt sind,“ sagte der Adjutant, wieder nach der Straße hinaufdeutend. „Es befinden sich noch viele Lebende unter den Trümmern.“

„Kommt, meine Jungens!“ rief Peter den Seinigen zu, welche trotz ihrer eigenen Leibesschäden wacker ans Werk gingen, während Peter, da ihn seine Seite sehr schmerzte, sich darauf beschränken mußte, die Arbeit zu leiten.

Nach einer halben Stunde war bereits so viel Schutt weggeräumt, daß eine Anzahl noch lebender Neger und Negerinnen hervorgezogen werden konnte.

Währenddem kamen mehrere Offiziere geritten, deren vorderster die Generalsuniform trug. Peter erkannte ihn sofort. Es war sein alter Freund, der vormalige Oberst O'Brien. Die Reiter hielten an und musterten die Engländer. Peter trat zu dem General und sagte ihm, sie seien gestrandet und leisteten nun nach Kräften Beistand, bis man weiteres über sie beschließen werde.

Der General nahm vor den Matrosen dankend den Hut ab und wollte weiterreiten, denn er hatte Peter nicht erkannt.

„General O'Brien," sagte dieser, „Sie erinnern sich meiner zwar nicht mehr, ich aber habe Ihre Güte nicht vergessen."

„Mein Gott!" rief der General. „Sind Sie es wirklich, mein lieber junger Freund?"

Bei diesen Worten sprang er vom Pferde, um Peters Hand zu ergreifen und sie mit Wärme zu drücken.

„Wie hätte ich Sie aber auch sogleich erkennen sollen!" sagte er. „Sie sind ein Mann geworden und eine ganz andre Person, als der kleine Peter Simpel, der in Mädchenkleidern auf Stelzen tanzte. Aber ich bin Ihnen großen Dank schuldig für die Freundlichkeit, die Sie meiner Tochter erwiesen haben, sie hat es Ihnen nicht vergessen. Jetzt will ich Sie in Ihrem Werke der Barmherzigkeit nicht aufhalten. Aber ich erwarte Sie in meinem Hause und sollte ich abwesend sein, so werden Sie doch Celeste finden, denn Sie sehen wohl, daß ich bei diesem traurigen Anlasse vollauf zu thun habe. Gott behüte Sie!" Damit stieg er wieder zu Pferde und ritt mit seinem Stabe davon.

„Seid guten Muts, meine Jungen!" wandte sich Peter an seine Gefährten, „wir brauchen keine schlimme Behandlung zu fürchten. Arbeitet nur wacker zu, die Franzosen werden es uns eingedenk sein."

Als die Engländer das ganze Haus abgeräumt und noch mehrere Verschüttete hervorgezogen hatten, begaben sie sich nach der Stelle zurück, wo die Franzosen unter der Aufsicht des Adjutanten arbeiteten, und boten nun diesem ihre Unterstützung an, die dankbar angenommen wurde. Gegen Mittag war die Arbeit gethan und der unermüdlichen Thätigkeit der englischen Schiffsleute war noch manches Menschenleben zu danken.

Peter fragte hierauf nach dem Hause des Generals O'Brien. Dort wurde er von Celeste empfangen, die ihn auf das herzlichste willkommen hieß. Auch ihr Vater war bereits zurückgekehrt und befand sich mit einer Anzahl Offiziere im Nebenzimmer, wohin Peter von Celeste geführt wurde.

„Meine Herren,“ sagte der General, „ich stelle Ihnen hiermit Leutnant Simpel vor. Es ist jener ehrenwerte englische Offizier, welcher unsre Landsleute und mit ihnen unsre Damen aus der Gefangenschaft entließ.“

„Dann habe ich Ihnen im Namen meiner Gattin zu danken,“ rief einer der Offiziere und trat auf Peter zu, um ihm die Hand zu drücken.

Dann kam ein andrer, dem Peter die Tochter zurückgegeben, und so gab es noch mehrere, um deren Familienglück er sich durch seine Handlungsweise verdient gemacht hatte, daß Händeschütteln und Danksagungen fast kein Ende nehmen wollten. Peter wurde aufgefordert, die Geschichte seines Schiffbruchs mit allen Einzelheiten zu erzählen. Nachdem er geendigt, sagte General O’Brien:

„So lange Sie auf der Insel weilen, sind Sie mein lieber Gast. Und jetzt bitte ich Sie, mir zu sagen, ob Sie irgend einen Wunsch haben.“

„Ich mache von Ihrer Güte Gebrauch, General O’Brien,“ entgegnete Peter. „Zunächst möchte ich meine Leute Ihrer freundlichen Fürsorge empfehlen; sie haben seit gestern keinen Bissen zu sich genommen, und einige sind beim Stranden verletzt worden. Auch liegen mehrere noch verstümmelt am Ufer und warten auf Hilfe.“

„Es soll nichts versäumt werden,“ versicherte der General. „Ich werde sofort Mannschaft nach dem Strande schicken, um die Geretteten abzuholen und die Toten zu begraben.“

Er wandte sich an einen der anwesenden Offiziere, der sich sofort entfernte, um die Befehle des Generals zu vollziehen.

„Was mich selbst betrifft,“ fuhr Peter fort, „so fürchte ich, daß ich eines Wundarztes bedarf, denn meine Seite schmerzt mich derart, daß ich kaum atmen kann.“

„Lassen Sie mich sehen,“ sagte ein vortretender Offizier, „ich bin Militärarzt und hoffe, Sie werden sich meiner Behandlung anvertrauen.“

Peter mußte seinen Rock ausziehen, was nicht ohne große Schmerzen geschah, und nach kurzer Untersuchung fand sich, daß er zwei Rippen gebrochen hatte.

„Sie müssen einige Tage das Bett hüten," sagte der Militärarzt, „in einer Viertelstunde komme ich zurück, um Sie zu verbinden. Ich verspreche Ihnen, Sie in zehn Tagen wieder herzustellen."

Die Offiziere verbeugten sich jetzt und ließen den General mit Peter allein.

„Meine Börse und alles, womit ich Ihnen dienen kann, steht zu Ihrer Verfügung," sagte der freundliche alte Herr, „und wenn Sie uns lieb haben, so werden Sie mein Anerbieten nicht zurückweisen. Es ist ja nicht das erste Mal, mein lieber Peter," fügte er lachend hinzu. „Denken Sie an Mecheln! Hätte mir nimmermehr träumen lassen, daß Sie in Mädchenkleidern so keck auf Stelzen durch Frankreich tanzen würden. Aber Sie müssen mir Ihre Abenteuer gelegentlich erzählen, auch Celeste ist sehr begierig darauf, die nun wieder Ihre Pflegerin sein wird, wie in alten Zeiten."

Am nächsten Morgen näherte sich O'Briens Brigg dem Hafen und setzte das einzige ihr noch verbliebene Boot aus, das eine Parlamentärflagge aufzog und an das Ufer heranruderte.

Bald darauf trat der General in Peters Zimmer und benachrichtigte ihn von der Ankunft des Bootes.

„Kapitän O'Brien läßt um Auskunft über das Schicksal seiner Mannschaft bitten," fügte er hinzu, „und um die Erlaubnis, den etwa noch am Leben befindlichen ihre Kleider und sonstige Habe schicken zu dürfen. Er ist der Ansicht, daß wir sie als Gefangene zurückbehalten werden, aber da denkt er sehr gering von uns Franzosen. Sie, mein lieber Peter, haben sich schon durch die Befreiung so vieler französischer Unterthanen, die Sie großmütig von dem gekaperten Schiffe entließen, Anspruch auf unsre Dankbarkeit erworben. Auch sind Sie und Ihre Leute nicht auf kriegsrechtlichem Wege, sondern durch eine Heimsuchung der Vorsehung in unsre Gewalt geliefert worden. Ein Ereignis, wie der letzte Sturm, hebt alle Nationalfeindschaft auf und weist uns auf die Pflicht jener allgemeinen Menschenliebe hin, welche Ihre braven Leute gestern an uns bethätigt haben. Von Gefangenschaft kann also keine Rede sein und

sobald es Ihr Zustand erlaubt, dürfen Sie an Bord Ihres Schiffes zurückkehren. Ihre Mannschaft schicke ich noch heute in demselben Boote zurück, das die Parlamentärflagge überbracht hat.“

Peter dankte dem braven General und schrieb einen Brief an O'Brien, worin er ihm seine Rettung und alles, was sich daran knüpfte, mit kurzen Worten mitteilte.

Tags darauf traf die Antwort ein nebst frischen Kleidern für Peter. O'Brien drückte seine Freude über Peters Rettung aus, den er für tot gehalten hatte. Die Brigg war bei jenem furchtbaren Sturme auf die Seite geworfen worden und hatte eine halbe Stunde in dieser Lage zugebracht. Um sie wieder aufzurichten, hatten die Masten gekappt werden müssen. Die Befürchtung, seinen Peter verloren zu haben, hatte O'Brien so unglücklich gemacht, daß es ihm gleichgültig gewesen wäre, ebenfalls umzukommen, hätte er nicht auf seine Mannschaft Rücksicht nehmen müssen. In einem besonderen Schreiben an General O'Brien dankte er diesem für seinen Edelmut und fügte die Versicherung hinzu, daß er kein französisches Schiff angreifen werde, so lange er vor dem Hafen läge, selbst wenn deren fünfzig an ihm vorbeisegeln sollten. Er erwarte übrigens nur Peters Ankunft, um dann nach Barbados zurückzukehren.

Dank dem geschickten Militärarzte und der liebevollen Pflege Celestes, machte Peters Genesung so rasche Fortschritte, daß er schon nach wenigen Tagen auf die Brigg zurückkehren konnte, welche ihr Boot zu seiner Aufnahme in den Hafen sandte.

Der Abschied von dem guten General und seiner Tochter ward ihm diesmal noch schwerer, als bei seinem ersten Scheiden in Cette.

„Leben Sie wohl, Celeste, Gott beschütze Sie und gebe uns ein frohes Wiedersehen!“

Mit diesen Worten drückte Peter dem jungen Mädchen die Hand, nachdem er ihr schon vorher für ihre treue Pflege gedankt hatte, und folgte ihrem Vater, der ihn mit einigen seiner Offiziere ans Ufer begleitete. Der General schloß den Scheidenden an sein Herz, wie einen Sohn, und winkte ihm

noch lange mit der Hand, als sich das Boot bereits ein gutes Stück vom Ufer entfernt hatte. Eine halbe Stunde später stieg Peter an Bord der Brigg und flog in O'Briens Arme.

Dreizehntes Kapitel.

An demselben Tage noch lichtete die „Seeschlange" die Anker, um die Fahrt nach Barbados anzutreten und bald waren Stadt und Hafen St. Pierre Peters Blicken entschwunden. Er verbrachte den Tag mit O'Brien in der Kajütte und erzählte ihm ausführlich seine jüngsten Erlebnisse. Als die Brigg im Hafen von Barbados einlief, zeigte sich, daß der Orkan auch dort furchtbar gewütet hatte. Es lagen viele Schiffe da, die ihre Masten eingebüßt hatten, und die „Seeschlange" besaß sobald keine Aussicht, von ihren erlittenen Schäden wieder geheilt zu werden, da zunächst die vor ihr eingelaufenen Schiffe an die Reihe kamen.

Der von O'Brien genommene französische Schoner lag noch im Hafen und war inzwischen ausgebessert worden. Der Admiral machte daher den Vorschlag, O'Brien solle denselben mit einem Teile seiner Mannschaft zum Kreuzen ausschicken, worauf O'Brien gern einging. Er übertrug Peter den Oberbefehl über den Schoner und gab ihm den erfahrenen Bootsmann Swinburne und 20 Mann mit. Peter kreuzte mehrere Wochen lang vor der Insel Trinidad, wo er so glücklich war, drei französische Kauffahrteischiffe zu kapern. Da er die letzteren mit seinen eigenen Leuten bemannen mußte, so litt er empfindlichen Mangel an Matrosen, und dazu gesellte sich noch die Schwierigkeit, die Gefangenen zu überwachen, welche die Zahl seiner Mannschaft um das Doppelte überstiegen. Er beschloß daher, nach Barbados zurückzukehren, vorher aber die Gefangenen an der Küste von Trinidad auszusetzen, damit er sie los wurde.

In zwei Booten stießen die Befreiten vom Schoner ab und ruderten bei völliger Windstille dem Lande zu, wo sie verschwanden. Es waren meistens Spanier von wildem

und verwegenem Aussehen und Peter atmete erleichtert auf, als er sie aus den Augen hatte. Zu seinem großen Verdruß aber hielt die Windstille an und hinderte ihn am Weiterkommen. Als die Nacht einbrach, übernahm Swinburne die Wache und Peter suchte seine Hängematte auf. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, als er sich kräftig an der Schulter gerüttelt fühlte.

„Was gibt's?" fragte Peter. „Wer ist da?"

„Ich bin's, Herr Leutnant," antwortete Swinburnes Stimme. „Kommen Sie rasch aufs Deck, denn es gibt Arbeit."

Damit eilte Swinburne wieder hinauf und Peter kleidete sich eilig an und folgte dem Bootsmann, der die Mannschaft zusammenrief.

„Nun, Swinburne, was ist los?" fragte Peter.

„Hören Sie nichts?" fragte der Bootsmann, während er mit der Hand in die Nacht hinausdeutete.

„Ja," versetzte Peter, „ich höre Ruderschläge."

„So ist es, Herr Leutnant, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß es die Spanier sind, die wir heute freigelassen haben. Sie haben Helfer gefunden und kommen nun zurück, um unser Schiff zu nehmen, da sie wissen, daß sich nur zehn Mann an Bord befinden."

Peter gab Befehl, daß alle Musketen geladen würden und eilte dann wieder in die Kajütte, um sich mit Degen und Pistolen zu versehen.

Die See war so glatt und die Stille so tief, daß Swinburne das Geräusch der Ruder schon in beträchtlicher Entfernung vernommen hatte.

Als Peter wieder auf Deck kam, hielt er eine kurze Anrede an seine Mannschaft und wies darauf hin, daß sie samt und sonders von den gurgelabschneiderischen Spaniern ermordet werden würden, falls diese den Sieg davontragen sollten. Die Matrosen zeigten sich entschlossen, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Jeder war mit zwei geladenen Musketen und ebensoviel Pistolen versehen; das schwere Geschütz war ebenfalls bereit, konnte aber nicht verwendet werden, da das Schiff bei der herrschenden Windstille an den dazu erforderlichen Bewegungen gehindert war.

Die feindlichen Boote nahten sich jetzt, dicht mit Leuten angefüllt, und hofften das Schiff zu überraschen, da an Bord desselben sich alles mäuschenstill verhielt. Die beiden Boote ruderten hintereinander und Peter erteilte daher den Matrosen Befehl, beide Musketenladungen gegen das erste Boot abzufeuern, denn wenn dieses dadurch kampfunfähig wurde, so hatte man es nur mit dem zweiten Boote zu thun, welchem die Mannschaft des Schoners vollauf gewachsen war. Als das Boot etwa auf zwölf Fuß herangekommen war, kommandierte Peter „Feuer!“ und die Musketen krachten. Ein Teil der Feinde ließ die Ruder fallen, aber es traten andre für die Getroffenen ein und das Boot näherte sich nach wie vor.

„Zielt diesmal gut, meine Jungen,“ ermahnte Swinburne, „denn wir werden es gleich mit dem zweiten Boot zu thun haben. Herr Leutnant, der Schoner kann vorwärts gehen; eben springt der Wind auf.“

Abermals wurden zehn Musketen auf das Boot abgefeuert und die Salve übte eine nachdrückliche Wirkung. Trotzdem kletterten die noch kampffähigen Spanier bereits an der Schiffswand herauf, wo sie von Peters Leuten aber gehörig empfangen und zurückgetrieben wurden. Der Wind wurde frischer, Swinburne eilte nach dem Steuer und das Schiff bewegte sich rasch durchs Wasser. Bald hatte es sich eine gute Strecke von den Booten entfernt, dann wendete es plötzlich und mit einem gewaltigen Anlauf fuhr es gegen die beiden Boote zurück und übersegelte eines nach dem andern, daß sämmtliche darin befindlichen Spanier ihren Tod in den Wellen und damit die verdiente Züchtigung für ihre Verräterei fanden.

Der Schoner segelte nun mit gutem Winde auf Barbados zu, sollte dasselbe jedoch nicht erreichen. Um die Morgendämmerung wurde Peter plötzlich aus seiner Hängematte gegen die Kajüttenwand geschleudert und er vernahm zugleich ein verdächtiges Wasserrauschen. Als er sich von seinem Falle wieder erhoben hatte, merkte er, daß das Schiff auf der Seite lag. Er eilte auf das Verdeck, wo die ganze Mannschaft beisammen war. Hier ergab es sich, daß das Fahrzeug durch einen heftigen Wind-

stoß umgeworfen worden war. Swinburne hatte eine Axt ergriffen und führte verzweifelte Hiebe gegen das Takelwerk des großen Mastes; da er damit nicht allein fertig werden konnte, so nahm Peter ebenfalls eine Axt, die glücklicherweise in der Nähe lag, und so gelang es, den Mast noch zur rechten Zeit vom Schiffe zu trennen, ehe er mit demselben versank. Der Mast mußte als das einzige Rettungsmittel betrachtet werden, da das noch übrig gebliebene Boot bereits unter Wasser lag. Der Schoner füllte sich rasch, stieg in die Höhe und tauchte dann in die Tiefe, den großen Mast für einige Augenblicke in seine Wirbel hinabreißend. Dann kam der Mast mit der daran geklammerten Mannschaft wieder auf die Oberfläche. Das Meer beruhigte sich bald und es trat abermals Windstille ein. Peter befand sich in dichter Nähe Swinburnes, und als er die Matrosen zählte, fehlte glücklicherweise kein einziger.

„Ich war gerade nicht auf Deck, Herr Leutnant," sagte Swinburne, „sonst wäre uns das Unglück nicht passiert. Ich kenne diese Windstöße, die sich schon von weitem durch weiße Wellen ankündigen, und würde das Schiff gewendet haben."

„Ich weiß wohl, daß es nicht Ihre Schuld war," versetzte Peter. „Wir müssen nun auf Gott hoffen, vielleicht werden wir noch gerettet."

„Wir sind nicht weit vom Lande, Herr Leutnant. Aber ich fürchte die Haifische."

Das war allerdings auch Peters Befürchtung, und oft sah er über den Meeresspiegel hin oder spähete in die Tiefe hinab, ob sich nicht ein solches Ungetüm sehen lasse.

Die Windstille hielt an und die Strahlen der Sonne brannten sengend auf die Köpfe der Schiffbrüchigen, die keine Hüte hatten und kaum mit den nötigsten Kleidungsstücken versehen waren, da die meisten von ihnen im Schlafe überrascht wurden. Mit dem Vorrücken des Tages nahmen die Leiden zu, kein kühles Lüftchen wehte, Petern wurde übel und schwindlig, sein Lebensmut wich, das Licht der Augen verging ihm, und fast wäre ihm ein Haifisch jetzt willkommen gewesen, der seiner Qual ein Ende machte. Da weckte ihn plötzlich Swinburnes Stimme.

„Beim Himmel, ein Boot!“ rief er. „Haltet euch nur noch ein paar Minuten, ihr Leute, und wir sind alle gerettet.“

In der That nahete sich ein mit Negern angefülltes Boot, welches ausgefahren war, um fliegende Fische zu fangen. Die Neger bemerkten den Mast, ruderten herbei, zogen die halb Verschmachteten in ihr Boot und reichten ihnen Wasser, das alle wieder erfrischte.

„Sehen Sie dort, Herr Leutnant,“ sagte Swinburne, als sie sich etwa fünf Minuten im Boote befanden, und deutete mit der Hand nach dem treibenden Mast.

Als Peter mit seinem Auge der Richtung folgte, sah er einen riesigen Haifisch aus dem Wasser hervorragen. Peter schauderte und dankte Gott für die glückliche Rettung.

Nach zwei Stunden landeten die Schiffbrüchigen auf Barbados, wo sie sofort ins Hospital verbracht werden mußten. Peter war von einem Hirnfieber befallen und O'Brien wich nicht von seinem Krankenlager. Nach drei Wochen war Peter nebst seinen übrigen Leidensgefährten wieder genesen und konnte zu seinem Dienst auf der „Seeschlange“ zurückkehren, die jetzt segelfertig war. O'Brien erhielt vom Admiral Befehl, mit Depeschen nach England zu segeln, und nach drei Tagen lichtete seine Brigg die Anker. Von dem herrlichsten Wetter begünstigt, langte sie nach rascher Fahrt in Enland an. O'Brien begab sich sogleich nach London, um die ihm anvertrauten Depeschen abzugeben. Dort wurde er vom Lord der Admiralität empfangen, der ihm für die geleisteten Dienste das schmeichelhafteste Lob spendete. Bald darauf erfolgte seine Beförderung zum Kommandeur einer prächtigen Fregatte, welche nach Ostindien segeln sollte. Peter wurde erster Leutnant auf derselben, und beide erwarben sich in Ostindien bei der Eroberung verschiedener Inseln großen Ruhm. Als die Fregatte nach Verlauf mehrerer Jahre nach England zurückkehrte, wurde O'Brien für seine Verdienste durch Verleihung der Baronetswürde geehrt und Peter Simpel erhielt das Kammondo über eine Brigg.

Während er noch in London verweilte, ward er eines Tages von einem sehr unerwarteten Besuche überrascht. Es war General O'Brien mit seiner Tochter Celeste. Die

englischen Truppen hatten kurz vorher die Insel Martinique erobert und General O'Brien war als Kriegsgefangener nach England geschickt worden, wo er auf Ehrenwort, nicht wieder gegen die Engländer zu kämpfen, seine Freiheit erhielt. Er verließ seine ursprüngliche Heimat nicht mehr und zog sich zur Ruhe zurück, von seinem nicht unbedeutenden Vermögen lebend. Celeste ward Peters Gattin, was unsre Leser gewiß nicht überraschen wird. Aber ebenso fest, wie das heilige Band, welches den Helden unsrer Geschichte mit seiner vormaligen treuen Pflegerin vereinigte, war das bewährte Freundschaftsbündnis, welches ihn und O'Brien auch über Länder und Meere hinweg unlösbar verknüpfte.

Marryat, Frederick,

Peter Simpel Nach der Erzählung von Kapitän Marryat neu für die Jugend bearbeitet von Gustav Höcker. Mit zwei Abbildungen

Stuttgart [1882]